

Melanie Mühl über Frauen ohne Kinder, Thomas Meyer über Ketchup

Nummer 45 – 8. November 2012 – 80. Jahrgang
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

DIE WELTWOCHEN



Ein grossartiges Land

Amerika nach der Wiederwahl von Präsident Barack Obama.

Von Henryk M. Broder, Hanspeter Born, Urs Gehriger und Beatrice Schlag

Gute Nachrichten für die Schweizer Banken

Die UBS und weitere Gründe für Optimismus auf dem Finanzplatz.

Von Florian Schwab


ZENITH
SWISS WATCH MANUFACTURE
SINCE 1865

Life is in the movement



EL PRIMERO
CHRONOMASTER 1969

www.zenith-watches.com

4 194407 004900

4 5

Jetzt Audi A8 Probefahren.



Dynamisch fließende Linien prägen den Audi A8. Grosszügige Flächen und eine betonte Schulterlinie verleihen seiner Seitenansicht einen sportlichen Charakter. Dank des Audi Space Frame besteht seine Karosserie fast vollständig aus Aluminium und sorgt für ein äusserst agiles Fahrgefühl ohne Abstriche bei der Sicherheit. Sein Innenraum verwöhnt Ihre Sinne mit feinstem Leder und hochwertiger Anmutung. Erstklassige Multimedia-Ausstattung und zahlreiche, intelligente Fahrassistenz-Systeme bieten Zugriff auf alles, was die Fahrt unterhaltsam und sicher macht. Erleben Sie die ganze Innovationskraft der Audi Ingenieure auf einer Probefahrt und profitieren Sie von neuen Leasingangeboten. Jetzt bei Ihrem Audi Händler.

Spezial-Leasing

Audi Swiss Service Package+

Reparatur 3 Jahre oder 100'000 km
Service 10 Jahre oder 100'000 km
Es gilt jeweils das zuerst Erreichte

Vorsprung durch Technik

Audi



Intern

Als unser Kollege Alex Reichmuth vor kurzem mehr über das Thema Naturpärke herausfinden wollte, hatte er unter anderem Kontakt mit Gabriella Binkert. Die Direktorin des Naturparks Biosfera Val Müstair sprach von Wertschöpfung statt von Umweltschutz und passte mit ihrer Mitgliedschaft bei der SVP auch sonst nicht zu ihren vorwiegend linksgrün geprägten Kollegen aus anderen Naturpärken. Die schillernde Figur aus dem abgelegenen Bergtal wartet auch sonst mit einigen Überraschungen auf: Tochter eines Nigeria-



Kraftorte: Naturpark-Direktorin Binkert.

ners, Rallye-Fahrerin, umtriebige Wirtschafts-frau. Jetzt drängt Binkert in den Gemeinderat des Münsterals – was zu einem veritablen Knatsch im Tal geführt hat. **Seite 48**

Die Schweiz und ihr Bankgeheimnis haben jahrzehntelang zueinandergehalten wie Pech und Schwefel. Die Zeiten ändern sich. Gleichzeitig mit der Ankündigung der neuen Bankstrategie sagte UBS-Chef Sergio Ermotti, dass die Schweiz zu lange am Bankgeheimnis festgehalten habe. So deutlich hatte dies öffentlich noch kein Grossbanken-Vertreter gesagt. Florian Schwab hat sich auf dem Schweizer Finanzplatz umgehört, welche Folgen die neuen Paradigmen haben werden. Aktuelle und ehemalige Spitzenbanker aus UBS und CS, aber auch kleinere Privatbanken gaben vertraulich ihre Einschätzung dazu ab, wie der UBS-Entscheid den Bankenplatz verändern wird. Das Fazit: Die Schweiz braucht das Bankgeheimnis nicht für den Erfolg ihrer Banken. Ob man aber das Bankgeheimnis auch für Schweizer

einfach abschaffen sollte, steht auf einem anderen Blatt. Lesen Sie ausserdem, was Bankier Thomas Matter sagt, der die finanzielle Privatsphäre für Inländer in der Verfassung fest-schreiben möchte. **Seiten 26, 28**

«Was, einen solchen Scheiss habe ich geschrieben?», rief der Wirtschaftsweise aus, als ihm



Kraftworte: Ökonom Rürup.

Markus Schär ein Zitat aus seinem aktuellen Buch vorhielt – und er drohte gleich, das Kraftwort beim Gegenlesen streichen zu wollen. Schade darum, aber die alte sozialdemokratische Bodenständigkeit von Bert Rürup kommt im Gespräch immer noch gut zur Geltung. Der Ex-Vorsitzende des deutschen Sachverständigenrats zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, der sogenannten Wirtschaftsweisen, ist ein brillanter Politikberater, der bei seinen Konzepten für Rentenreform oder Arbeitsmarkoliberalisierung immer mitdenkt, wie sich dafür Mehrheiten gewinnen liessen. Auch dank ihm als Berater von Alt-Bundeskanzler Gerhard Schröder erkämpfte Deutschland im letzten Jahrzehnt seine Wettbewerbsfähigkeit zurück. In seinem Buch «Fette Jahre» sagt Bert Rürup deshalb Deutschland – und auch der Schweiz – eine «glänzende Zukunft» voraus. Kein Scheiss, wie Rürup vielleicht sagen würde. **Seite 54**

Ein Hinweis für unsere geschätzten Abonnentinnen und Abonnenten: Wegen der Präsidentschaftswahlen in den USA haben wir unseren Redaktionsschluss etwas später angesetzt. Je nach Wohnort ist es daher möglich, dass Sie die Zeitung verspätet erhalten. Wir bitten um Verständnis für diese Massnahme.

Ihre Weltwoche

18
81
meister
COLLECTION



Brosche | Schale | Ring

Entworfen und hergestellt in den Ateliers von Meister Zürich

18
81
meister
ZÜRICH

Juwelen, Bahnhofstrasse 33, 8001 Zürich
Silber & Tafelkultur, Augustinergasse 17, 8001 Zürich
www.meister-zurich.ch

BERUFS MESSE ZÜRICH

23. und 24. November 2012
Messe Zürich | Eintritt kostenlos
www.berufsmessezuerich.ch



Praxisnahe Informationen zu Weiter- bildung und Karriere

Weiterbildung ist im Trend, und das nicht erst seit gestern. An der Berufsmesse Zürich finden Sie am 23. und 24. November 2012 zahlreiche Angebote rund um das Thema Weiterbildung und Karriere. Auch Umsteiger/innen finden Optionen, ihren beruflichen Werdegang neu zu definieren. Verschaffen Sie sich an der Berufsmesse Zürich einen Überblick über die Vielfalt der angebotenen Weiterbildungen. Besuchen Sie auch die Veranstaltungen rund um die Themen Laufbahn, Bewerbung und Jobsuche.

Berufsmesse Zürich:
Treffpunkt Weiterbildung:

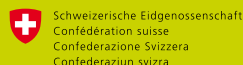
20. bis 24. November 2012
23. und 24. November 2012

Hauptsponsor



Unterstützt durch

Berufsbildungsfonds
des Kantons Zürich



Eidgenössisches Volkswirtschaftsdepartement EVD
Bundesamt für Berufsbildung und Technologie BBT

Veranstalter



UBS, Schweiz

Die wesentlichen Erfolgsgrundlagen unseres Finanzplatzes.

Von Roger Köppel

Letzte Woche war geprägt durch Gespräche über den Strategiewandel der UBS. Die Grossbank ist eine der weltbesten Marken der Vermögensverwaltung und will sich künftig stärker auf ihr Kerngeschäft konzentrieren. Das ist vernünftig, und die meisten Leute, mit denen ich gesprochen habe, sehen es auch so. Die «Zurück zur Zukunft»-Strategie hat ausserdem den Vorteil, dass sie das für die Schweiz so verhängnisvolle *too big to fail*-Risiko entschärft. Indem sich die UBS aus jenen Geschäftsfeldern zurückzieht, die in der Vergangenheit mörderisch gehebelt waren – mit dem Bonus-Vorteil für die Angestellten und den Verlustrisiken für Aktionäre und Steuerzahler –, wird sie berechenbarer und damit sicherer. Dass es ausgerechnet einen deutschen Verwaltungsratspräsidenten brauchte, der die Firma zu ihren Schweizer Wurzeln drängt, ist eine Ironie am Rande. Für die Schweiz ist es eine gute Nachricht, dass Weber und CEO Sergio Ermotti jetzt den radikalen Umbau wagen.

Können wir uneingeschränkt jubeln? Es gibt viel Optimismus, aber auch mahnende Stimmen. Für die UBS und die Schweiz spricht, dass unser Finanzplatz aufgrund einer einzigartigen politischen Sonderstellung ein natürlicher Anziehungspunkt für Vermögen ist und bleiben wird. Wer soll die Schweiz ersetzen? Viele vermögende Kunden, so hört man, schätzen die Unabhängigkeit und Neutralität des Landes. Aus kalkulierter Vorsicht finden sie es richtig, ihr Geld in unterschiedlichen Rechtsräumen zu lagern. Die USA, Grossbritannien und die EU werden als unberechenbare Machtblöcke gesehen. Das schreckt ab. Die Schweiz als Nichtmitglied irgendeines Bündnisses strahlt Attraktivität aus. Neutralität heisst, dass man nach allen Seiten offen ist.

Natürlich gibt es Fragezeichen: Der einst als erdbebensicher empfundene Schweizer Rechtsstaat hat gesündigt. Die Art und Weise, wie das steuerliche Bankkundengeheimnis unter Druck von aussen aufgeweicht wurde, war noch schlimmer als die Aufweichung an sich. Die Schweiz hat Kunden verraten und Bankmitarbeiter mit dem Segen der Regierung. Wir haben eine Finanzministerin, deren Hobby darin zu bestehen scheint, die Finanzbranche durch immer neue Absichtserklärungen zu verunsichern («Weissgeldstrategie»). Da Finanzplätze von Zukunftserwartungen leben, ist es verheerend, wenn Regierungsmitglieder öffentlich über neue Gesetze spekulieren. Schweigen wäre Gold.



«Ermotti und Weber liegen richtig.»

Es gibt solide Kenner, die in den zahlreichen Rechtsbrüchen und dem wiederholten Nachgeben bereits den Todeskeim für den Finanzplatz sehen. Sie sind der Meinung, dass wir den Verrat an ausländischen Kunden, denen man einst versprochen hatte, ihre Vermögen seien hier sicher, massiv unterschätzen und schönreden. Sie finden, dass die Regulatoren und Politiker bereits heute zu viel Einfluss ausüben auf eine Branche, die bisher in der Schweiz durch Schnelligkeit und Unkompliziertheit überzeugen konnte. Sie sind sicher, dass ein massiver Abfluss an Vermögen die einst uneinnehmbare Alpenfestung empfindlich und nachhaltig treffen werde. Der Stellenabbau sei ein Vorbote des Unheils.

Wir sollten diese Stimmen ernst nehmen, auch wenn wir uns mit dem Befund beruhigen mögen, dass der Bundesrat unter schwierigen Umständen handeln musste und dass die Welt in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Wandlungen und Umbrüchen erlebte, unter denen die zunehmende Bereitschaft der Schweiz, ausländischen Druckversuchen im Finanzbereich nachzugeben, nicht einmal als speziell schlecht herausragt. Andere haben noch grössere Fehler begangen, und unter Blinden bleibt der Einäugige König. Noch immer verfügt die Schweiz über Standortfaktoren, die sie im Banking attraktiv machen. Wir haben ausgezeichnetes Personal. Die Infrastrukturen funktionieren. Unser politisches System produziert einigermassen stabile Verhältnisse, weil es den natürlichen Aktivismus der Politik direktdemokratisch bündigt. Wir sind zentral gelegen. Besonderes Zeichen des nachhaltigen Vertrauens ist die starke Stellung von Versicherungsunternehmen in der Schweiz. Wer heute seine Versicherungsprämie ein-

zahlt, lässt sich einen Wechsel auf die ferne Zukunft ausstellen – das macht man nur, wenn man der Firma und dem Land vertraut, von dem aus sie geschäftet.

Allerdings: Rechtssicherheit ist das Rohöl der Schweiz, ihre wichtigste unnatürliche Ressource. Wir sind damit in der Vergangenheit zu sorglos umgegangen. Wir gehen heute zu sorglos damit um, wenn wir glauben, es sei längerfristig zu unserem Vorteil, dass wir uns stärker einbinden lassen in die Gesetzgebungsmaschinerien Europas. Die Schweiz hat keinen Grund, das wichtigste Fundament ihres Wohlstands aufzugeben: ihre gesetzgeberische Autonomie, die in der Volkssouveränität wurzelt und dafür gesorgt hat, dass Vermögen und Industrien sich in der von Natur aus armen Schweiz immer wieder angesiedelt haben. Manchmal scheint es, als ob ausgerechnet die Leute, deren politischer Auftrag im Bundesrat es wäre, die schweizerische Rechtsordnung zu verteidigen, am wenigsten durchschauen, dass unsere Unabhängigkeit die wichtigste institutionelle Voraussetzung unseres relativen Reichtums und Erfolgs ist. Die Zähmung des Staates und der Politik durch die Institutionen der Freiheit – direkte Demokratie, Föderalismus, Neutralität – ist das grösste Kapital der Schweiz.

Politiker und Professoren versuchen uns einzureden, dass wir unsere Souveränität und unsere Interessen besser wahren, wenn wir sie oder Teile davon nach Brüssel abgeben. Dahinter steckt ein Missverständnis: Souveränität in der Schweiz heisst, dass am Ende das Volk entscheidet. Souveränität in der EU bedeutet, dass das Volk seine über jahrhundertlange Kämpfe erworbenen demokratischen Rechte an nicht gewählte Funktionäre und undurchsichtige Strukturen überträgt. Undurchsichtige Strukturen produzieren Unsicherheit. Unsicherheit ist Gift fürs Geschäft. Die Schweiz mag unter einem chronisch beklagten Mangel an Entscheidungsschnelligkeit leiden, aber was auch die meisten Unternehmensführer, die in ihren Reichen Könige sind, verkennen, ist die Tatsache, dass in einem Staat, dessen Mühlen langsam mahlen, die Fehlerquote sinkt und die Stabilität grösser ist. Meistens zum Vorteil der Wirtschaft.

Wer an der unabhängigen Schweiz zweifelt, soll ihre Geschichte der letzten 150 Jahre mit der entsprechenden Geschichte unserer grössten Nachbarstaaten von Italien über Frankreich bis Österreich und Deutschland vergleichen. Bei allen Defiziten und Irrtümern, die es auch bei uns gab: Die Schweiz hat es gar nicht so schlecht gemacht.

Unser Finanzplatz ist eine hervorragende Eigenleistung brillanter Unternehmer, aber sein Erfolg ist eben auch das Produkt einer staatlichen Ordnung, zu der wir gerade heute die allergrösste Sorge tragen sollten.



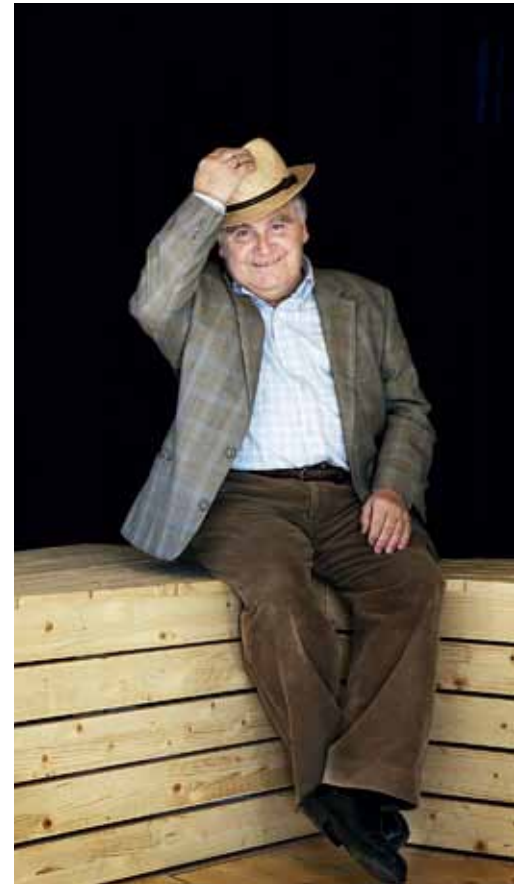
Rückbesinnung: UBS-Chef Ermotti. Seite 26



Revanche: Internet-Pirat Dotcom. Seite 42



«And the Winner is...»: Amerika. Seite 14



«Kasperli der Nation»: Jörg Schneider. Seite 70

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 **Kommentar** Amerika hat gewählt

11 **Im Auge** Suha at-Tawil, Präsidentenwitwe

12 **Kommentar** Weniger Impfzwang mit dem neuen Gesetz

13 **Personenkontrolle** Theunert, Meier-Schatz, Schawinski, Gaydoul, Matter, Hürlimann, Poncet

13 **Nachruf** Eloy Gutiérrez, Guerillakommandant

14 **Wahlen in Amerika**

Hymne auf ein grossartiges Land, Porträt des Königsmachers im Hintergrund, Reportage vom Wahlabend

18 **Die Deutschen** Die Katastrophe

18 **Wirtschaft** Lehrstück aus Basel

19 **Ausland** Warten auf den schwarzen Präsidenten

20 **Mörgeli** Zur Nachhaltigkeit von Olympia

20 **Bodenmann** Der halbe Ogi

21 **Medien** Eine Lanze für die Meinung

21 **Kostenkontrolle** 100 000 Franken für Preisvergleiche

22 **Grundbegriffe des Lebens** Scham – Serie von Linus Reichlin

24 **Leserbriefe** / Darf man das?

Hintergrund

26 **Gute Nachrichten für die Schweizer Banken**

Experten sehen eine «neue Blüte» voraus

28 **Bankgeheimnis** Bankier Thomas Matter will handeln

30 **Weniger sei mehr**

Links-Grüne wollen die Bevölkerungszahl «stabilisieren»

32 **Um Rücknahme wird gebeten**

Trotz Abkommen nimmt die Zahl der Asylgesuche weiter zu

34 **Prof. Dr. Dr. Krankenschwester**

Die Controllerin stolpert über ihre Titelsucht, die «Waldau»-Chefin Regula Mader über die falsche Professorin

36 **Alternativmedizin** Kritiker Edzard Ernst sorgt für Eklat

37 **Asylwesen** In Grüningen ZH leiden die Altstadtbewohner

40 **Der diskrete Charme der Milliardäre**

Das erfolgreiche Genfer Familienunternehmen Maus Frères

42 **Dotcoms Rache**

Internet-Pirat Kim Schmitz lanciert seinen grössten Coup

45 **Essen** Ketchup oder Mayonnaise?

46 **Die schönen Gefühle**

Neue Erkenntnisse eines amerikanischen Neurologen

48 **«Ich bin ein Störfaktor»**

Gabriella Binkert, SVP-Politikerin und Naturpark-Direktorin

50 **Kinderlos glücklich**

Wer Mitte dreissig ist und keinen Nachwuchs hat, irritiert

52 **Nebel über Bengasi**

Immer mehr Details über den Anschlag von Bengasi deuten auf ein kapitales Versagen der US-Regierung hin



**Coop ist nachhaltigste
Detailhändlerin der Welt.**

Coop belegte 2011 den 1. Platz im oekom
Corporate Rating der Einzelhändler.

Für alle, die nach uns kommen.

Tragen Sie der Umwelt Sorge: Recyclingpapier von Oecoplan ist umwelt- und ressourcenschonend, ohne dabei an Qualität einzubüssen. Überzeugen Sie sich selbst und entdecken Sie die grosse Oecoplan-Auswahl von Reinigungsmitteln über Papeterieartikel bis zu Wasser sparenden Produkten in grösseren Coop Supermärkten und in Ihrem Coop Bau+Hobby-Markt. www.coop.ch/oecoplan



Coop Oecoplan
Windeln Maxi
50 St., Fr. 16.95



Coop Oecoplan
WC-Reiniger
Lemongrass
750 ml, Fr. 2.90



Coop Oecoplan
WC-Papier
Aloe weiss
9 Rollen, Fr. 5.15



Coop Oecoplan
Anticalc
Sofortentkalker
1 l, Fr. 4.60



Für die grüne Alternative.



Für mich und dich.



«Nichtstun kann Chancen vermässeln»: Sozialdemokrat Rürup. Seite 54

Interview

54 «Für Pessimismus gibt es keinen Grund»

Der deutsche Wirtschaftsweiser Bert Rürup sagt Deutschland und der Schweiz «fette Jahre» voraus

Stil & Kultur

58 Stil & Kultur Kate Moss, Model

60 Bestseller

60 Die Zukunft der USA

Tom Wolfe zeichnet ein erschreckendes Bild der Multikultistadt Miami

63 Literatur Matthias Matussek hat eine Weihnachtsgeschichte geschrieben

63 Jazz Alexander von Schlippenbach

64 Top 10

64 Kino «Argo»

65 Fernseh-Kritik «Puls vor Ort»

66 Namen Staraufgebot an der ersten «Gala de Berne»

67 MvH Mein Wolf

67 Gesellschaft Wenn Gewinner vom Geld verfolgt werden

68 Die Besten Marsch, in die Wüste!

69 Thiel Am Telefon

69 Wein Montes Alpha Syrah 2009

70 «Wir hatten irrsinnig den Plausch»

Der Schauspieler Jörg Schneider ist der «Kasperli der Nation». Ein Gespräch über die Anfänge der legendären Abenteuerfigur und die Begeisterung der Kinder

73 Auto Aston Martin DB9 Coupé

74 Hochzeit Röbi Rapp und Ernst Ostertag

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrigler,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Nadja Schmid (*Assistentin*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempster (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rüeegger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stil-Ausgaben*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Dieselstrasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel
empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte
entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



*Damit Unternehmen
dort liquide sind,
wo sie es brauchen.
UBS Cash Management.*



**«Best Domestic Cash Manager
Switzerland 2012»**
Jetzt beraten lassen:
Telefon 0844 853 002

**Cash Management und Zahlungsverkehr
sind unser Handwerk seit 1862.**

Mit einer Vielzahl an flexiblen und transparenten Lösungen deckt UBS sämtliche individuellen Bedürfnisse bezüglich Cash-Übersicht, Cash-Bewegung, Cash-Anlage und System-Integration optimal ab. Das bestätigt auch das renommierte Fachmagazin

Euromoney, das UBS bereits das vierte Jahr zum «Best Domestic Cash Manager Switzerland» gewählt hat. Vereinbaren Sie einen persönlichen

Termin und lassen Sie sich beraten.

www.ubs.com/cashmanagement



Wir werden nicht ruhen





Mode und guter Stil

Ein exklusiver Workshop für Herren mit Jürgen Muckenschnabel, Mode- und Textilexperte, am Montag, 26. November 2012, im «Park Hyatt Zürich».



© Bertram Rusch

Mode und «guter» Stil – für so manchen Herrn zwei scheinbar nur schwer zu einende Welten. Gerade Männer, die von Berufs wegen gehalten sind, formale Kleidung zu tragen, wagen sich selten an modische Details und finden sich oft in einem Zwiespalt. Doch ist Modisches und Stilvolles schwer zu einen? Der Klärung dieser und anderer Fragen wird sich der Mode- und Stilexperte Jürgen Muckenschnabel im Rahmen eines exklusiven Workshops am 26. November 2012 im «Hyatt-Hotel» in Zürich widmen. Der Aficionado und Fashion-Blogger befasst sich seit vielen Jahren mit klassischer Herrenbekleidung. Als Schöngest und Lebemann kennt er sich in Fragen guten Geschmacks und feiner Lebensart aus. Oscar Wilde und Charles Bukowski zum Vorbild, bewegt er sich stets zwischen zwei Welten. Er tingelt vom Schneider zum Vintage-Store, im Archetyp des Dandys von Beau Brummell bis zu The Kinks findet er sich wieder, und so ist es für den sympathisch anachronistischen Kosmopoliten kein Widerspruch, sich zwi-

schen dem viktorianischen London, dem zurückhaltenden Zürich und dem hippen Berlin zu bewegen.

Herr Muckenschnabel führt in die Tradition der klassischen Herrenbekleidung ein, wie z.B. die Massschneiderei und die Stoff- und Schnittlehre, und wird auch aktuelle Trends der Herrenmode thematisieren. Zu seinem Repertoire zählt zudem, über persönliche Stilfindung zu berichten, um den anwesenden Herren praktische Tipps mit auf den Weg zu geben. Sein Vortragsstil ist darauf ausgerichtet, die Teilnehmer stets mit einzubeziehen, und sorgt so für die nötige Kurzweil und Unterhaltung.

Im Anschluss an den Vortrag besteht für die Teilnehmer bei einem gemütlichen Apéro, die Möglichkeit, sich mit unserem Stilexperten und den anderen Teilnehmern auszutauschen. Ausserdem, als besonderes Amüsement, erhalten alle Teilnehmer des Workshops ein Masshemd von The House of Tailors, welches nach individuellen Vorlieben gestaltet werden kann.

Weltwoche-Spezialangebot

Exklusiver Workshop für Herren mit Jürgen Muckenschnabel, Mode- und Textilexperte sowie Fashion-Blogger, am Montag, 26. November 2012. Im Angebot enthalten sind der Workshop mit anschliessendem Apéro sowie ein Masshemd von The House of Tailors (inkl. Ausmessen und Beratung vor Ort).

Programm

Ab 17.30 Persönliches Ausmessen vor Ort
18.30–18.35 Begrüssung
18.35–19.20 Stoff- und Stillehre
19.20–19.45 Pause
19.45–20.15 Fashion-Tipps/Knigge
20.15–20.45 Trends 2012/2013
Ab 20.45 Persönliches Ausmessen/Apéro

Veranstaltungsort

Hotel «Park Hyatt Zürich»

Anmeldung

www.thehouseoftailors.com/platin-club

Angebot

Fr. 190.– anstatt 240.– (inkl. Masshemd); die Platzzahl ist beschränkt.

Das grosse Rätsel Obama

Von Hanspeter Born — Der Präsident wurde wiedergewählt, was meistens die Regel ist. Jetzt geht es darum, dass er einen Kompromiss schmiedet, der das Land aus der Schuldenfalle führt.



Tragfähige Deals: Präsident Obama.

Das Verdikt ist eindeutig. Obama hat die Wahl klar gewonnen. In allen *battleground states*, auf die beide Lager ihre Anstrengungen, ihre Werbung, ihr Personal und den Einsatz der Kandidaten konzentrierten, triumphierte der Präsident. Im Vergleich zu 2008 konnte Romney nur die traditionell republikanischen Staaten Indiana und North Carolina Obama abspenstig machen. Einzig unter weissen Männern hatte er, wie schon McCain vor vier Jahren, eine Mehrheit. Die Frauen, die Jungen, die Latinos stimmten deutlich für den Präsidenten. Die Schwarzen gingen erstaunlicherweise zahlreicher an die Urnen als vor vier Jahren und sicherten Obama in Staaten wie Florida, Pennsylvania und Virginia einen komfortablen Vorsprung.

Die Wähler bestätigten den Präsidenten, was in der amerikanischen Geschichte die Regel ist. Wenn mehr als fünfzig Prozent die Amtsführung eines sich zur Wiederwahl stellenden Präsidenten billigen, wird er mit Sicherheit wiedergewählt. Ausnahmen gibt es nur, wenn ein gewählter Präsident die Gefolgschaft der eigenen Partei verliert – Bush Vater 1992 – oder wenn das Land sich in einer Rezession oder schweren aussenpolitischen Krise befindet – Hoover 1932, Carter 1980. Obama hat die Koalition, die ihn vor vier Jahren ins Weisse Haus trug, zusammenhalten können. Er musste

sich nicht in Primärwahlen mit einem Herausforderer aus den eigenen Reihen herumschlagen, wie etwa Carter mit Ted Kennedy oder Bush Vater mit Pat Buchanan. Die Arbeitslosigkeit ist mit 7,9 Prozent zwar hoch, aber die Tendenz ist seit vielen Monaten sinkend. Inflation ist noch kein Problem. Die Aussenpolitik spielte auch diesmal – wie meistens – überhaupt keine Rolle.

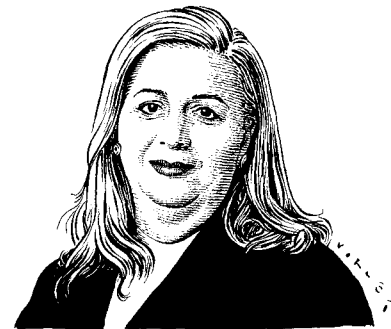
Organisation, Geld, die Person der Kandidaten spielen eine Rolle, aber – historisch gesehen – eine geringe. Hätte Romney gewinnen können? Weil er in den Debatten zeigte, dass er überraschenderweise das Zeug zum Präsidenten hat, weil er besonnen, konzilient, aber gleichwohl stark wirkte, hegten seine Anhänger (und er selber) eine Weile die Illusion, dass er es schaffen könnte. Zu leicht vergass man, dass sich die Republikaner in endlosen, aufreibenden Vorwahlen verbraucht hatten, während das vom Profi Axelrod (siehe Seite 16) geführte Obama-Wahlkampfteam generalstabsmässig die Schlussausmarchung vorbereitete.

Ein nobler Verlierer

Obama verdankt seinen Sieg auch nicht dem Hurrikan. «Sandy» stoppte zwar den spürbaren Aufwärtstrend Romneys und erlaubte es Obama, sich von der besten Seite zu zeigen.

»» Fortsetzung auf Seite 12

Der Arafat-Thriller



Suha at-Tawil, Präsidentenwitwe

Sie war für ihre Lebensrolle die Unglückliche als griechisch-orthodoxe Christin, mit einem Bankier zum Vater, die Mutter Feministin. Als junge Geliebte des 34 Jahre älteren charismatischen Machtmenschen, den nur sein Volk lieben sollte, blieb sie verborgen, als Ehefrau zunächst ein Gerücht, ehe sie als Verschwenderin angeprangert, verhasst und vertrieben wurde. Den Status als fatale Unerwünschte Palästinas wurde sie auch als Witwe nicht los. Als Mitwisslerin unsagbarer Geheimnisse ist sie selber eines. Das Rätsel, das sie verfolgt, ist das Milliardenvermögen, das Jassir Arafat heimlich gebunkert haben soll und von dem sie nichts wisse, wie Suha at-Tawil, 49, immer beteuert hat. Das andere grosse Mysterium klärt sich vielleicht, wenn Ende dieses Monats die Leiche des Palästinenserführers in Ramallah exhumiert wird.

Suha ist überzeugt, dass ihr Mann vergiftet wurde, aber erst im vergangenen Juli reichte sie in Paris eine Mordklage gegen unbekannt ein, nachdem Experten des Universitätsspitals in Lausanne persönliche Utensilien Arafats wie Unterwäsche, Zahnbürste und das legendäre Kopftuch mit Haarresten untersucht und das hochgiftige radioaktive Isotop Polonium-210 gefunden hatten. Arafats strahlende Klamotten könnten auch nachträglich manipuliert worden sein. Der Alt-Terrorist und Friedensnobelpreisträger litt an Magen-, Nieren- und Leberschädigungen, lag nach einem Gehirnschlag im Koma und trug das HI-Virus in sich, als er am 11. November 2004 im Pariser Militärspital Percy mit 75 Jahren starb. Suha verweigerte damals eine Obduktion. Ihre Mordkomplott-These erhielt jetzt neuen Auftrieb durch das Eingeständnis Israels, den Arafat-Stellvertreter Abu Dschihad 1988 ermordet zu haben.

Suha suchte in Tunis eine neue Existenz, wurde jedoch nach einem Zerwürfnis mit ihrer Freundin Leila Trabelsi, der Ehefrau des inzwischen gestürzten Präsidenten Ben Ali, per Haftbefehl aus dem Lande gejagt und lebt heute mit ihrer Tochter Zahwa als Heimatlose in Malta von einer monatlichen 12 000-Dollar-Witwenrente aus Ramallah. Peter Hartmann

Aus ersten Wahlanalysen ersieht man allerdings, dass handfeste materielle Interessen den Ausschlag gaben. In Ohio und Michigan bedankten sich die Wähler für die Rettung der Autoindustrie. Die 47 Prozent Staatsabhängige, von denen Romney unvorsichtigerweise sprach, gibt es (obwohl die Zahl übertrieben ist), und sie fürchteten sich vor gekürzten Sozialleistungen. Amerika gleicht sich Europa an.

Romneys Verdienst ist es, dass er einen anständigen Wahlkampf geführt hat, der keine Ressentiments zurücklassen wird. Die Rede am Mittwochmorgen, in der er dem Gegner gratulierte, hatte Stil. Er war ein nobler Verlierer, der es seinen Parteigängern erleichtern wird, in der lebenswichtigen Budgetfrage Kompromisse mit dem Präsidenten einzugehen.

Das grosse Rätsel ist, wie Obama in seiner zweiten Amtszeit regieren wird. Die Republikaner haben ihre Mehrheit im Repräsentantenhaus behalten, der Senat bleibt demokratisch. Wenn Obama das Land vorwärts bringen will, wenn er den Fiskalabsturz vermeiden will, muss er sich mit den Kongressführern (auch den eigenen) an einen Tisch setzen und tragfähige Deals aushandeln. Bisher hat er sich geweigert, wie einst Clinton sich auf die Mitte zuzubewegen. Er hat sich nie wirklich engagiert, sondern die demokratischen Fraktionschefs in den beiden Häusern wursten lassen. Das Resultat war eine bürokratische, die Wirtschaft verunsichernde Gesundheitsreform.

Was die Republikaner tun müssen

Aussenpolitisch hatte Obama Glück. Er kann sich nicht darauf verlassen, dass die Welt mehr oder weniger ruhig bleibt und dass er Probleme durch Besänftigungspolitik oder Drohneneinsätze lösen kann. Das Fiasko von Bengasi war ein Warnsignal. Wenn die Untersuchung des Anschlags ergeben sollte, dass es der Präsident selber war, der die bedrängten Botschaftsangehörigen ihrem Schicksal überliess, dann dürfte dies das durch den klaren Wahlentscheid beruhigte Klima erneut vergiften.

Die USA leben von einem funktionierenden Zweiparteiensystem. Wenn eine Partei sich in der Regierung verbraucht, muss die andere fähig sein einzuspringen. Dies kann sie nur, wenn sie nicht in der Opposition verknöchert. Die Republikaner müssen in sozialen Fragen auf wachsende Wählergruppen wie die Latinos und die Jungen zugehen. Sie haben gute Köpfe in ihren Reihen, die imstande sind, die Partei zu erneuern und in vier Jahren wieder eine Rolle zu spielen.

Erste Priorität für Amerika ist jetzt allerdings das Schmieden eines langfristigen, glaubwürdigen Kompromisses, der das Land aus der beängstigenden Schuldenfalle führt.

Mehr zum Thema: Seite 14, 16, 18, 52

US-Wahlen

Amerika europäisiert sich

Von Roger Köppel — Die USA setzen in den nächsten Jahren auf mehr Staat und mehr Umverteilung. Vielleicht aber hat Präsident Obama die Grösse, den Kräften, die ihn tragen, auch Widerstand zu leisten.

Die Vereinigten Staaten hatten die Wahl zwischen einem angeschlagenen Präsidenten und einem wendigen, nicht sonderlich inspirierenden Herausforderer, der allerdings in der Schlussphase überraschend aufholte und den Amtsinhaber, zumindest in den Wochen nach dem ersten TV-Duell, ernsthaft in Bedrängnis brachte. Hätte Obama nur die Hälfte von dem geliefert, was er vor vier Jahren versprochen hatte, wäre seine Wiederwahl nie in Frage gestanden.

Obama scheiterte deutlich an der selbstgesetzten Aufgabe, die amerikanische Wirtschaft wieder ins Lot zu bringen. Seine erste Amtszeit bleibt vor allem für viele brillant formulierte Reden in Erinnerung, die darüber hinwegtäuschten, dass der Mann, der sich als Überwinder der Parteipolitik verkaufte, immer deutlicher nach links tendierte, während sich die Defizite verdoppelten.

Es ist ein Märchen, dass Obama von den bösen Rechten an der Umsetzung seiner Pläne gehindert wurde. Obama hatte zumindest während seiner ersten beiden Jahre traumhafte Mehrheiten im Parlament und sah deshalb auch keine Notwendigkeit, sich mit den Konservativen ins Vernehmen zu setzen. Die von den Republikanern angeschobenen Budgetkompromisse scheiterten nicht an der Tea Party, sondern an der Unlust des Präsidenten, wie der Enthüllungsreporter Bob Woodward

in seinem neuen, für Obama nicht schmeichelhaften Buch darlegte.

Das alles wirft natürlich eine grosse Frage auf: Warum haben die Republikaner versagt? Warum gelang es den Bürgerlichen nicht, aus den bekannten und auch für Obama-Wähler enttäuschenden Schwächen des Präsidenten mehr Profit zu schlagen? Eine schnelle Erklärung könnte lauten: Die USA driften nach links und gleichen sich dem in Europa praktizierten Modell des starken, unfinanzierbaren Sozialstaats an. Romneys Ansage, er werde den Staat zurückbinden, fiel durch. Dafür verfringen die Verheissungen des Amtsinhabers, der Staat werde den Leuten die Lebenslasten in unsicheren Zeiten schon abnehmen.

Bereits in den siebziger Jahren bewegten sich die USA gefährlich auf der abschüssigen Bahn einer staatlich gelenkten Wirtschaft mit steigenden Haushaltsdefiziten, hohen Steuern und einer anschwellenden Inflation. Selbst die Republikaner unter den Präsidenten Nixon und Ford beugten sich den sozialistischen Sehnsüchten der Zeit.

Solange die Leute glauben, sich einen fürsorglichen Staat leisten zu können, klammern sie sich daran fest. Erst wenn die Folgen durchschlagen, kommt der Wandel. Die Doppelzange Reagan/Thatcher wurde installiert, als die Abgründe nicht mehr wegzureden waren.

Romney hatte recht, als er mit unachtsamer Ehrlichkeit vom Problem sprach, dass 47 Prozent der Amerikaner inzwischen ausschliesslich vom Staat leben. Noch aber geht es den USA zu gut für eine Wende.

Auf der andern Seite: Man soll die freiheitlichen Energien Amerikas nie unterschätzen. Obama gewann zwar das Rennen ums Weisse Haus, aber die parlamentarischen Kraftfelder bleiben unverändert. Im Repräsentantenhaus konnten die Republikaner ihre Mehrheit halten, die sie vor zwei Jahren auf einer Welle der Empörung über Obamas Schuldenpolitik erobert hatten. Noch hat sich Amerika nicht vollends der Staatsgläubigkeit ergeben.

In Europa werden es die Verfechter einer bürgerlichen Politik, die auf Eigeninitiative und Freiheit setzt, jetzt schwerer haben. Der Zeitgeist weht links. Der Glaube, dass es der Staat richten werde, ist trotz historischen Erfahrungen, die das Gegenteil beweisen, im Aufwind. Vielleicht hat Obama, ein intelligenter Mann, die Grösse, jenen Stimmungen, die ihn wieder ins Amt getragen haben, in seiner zweiten Amtszeit mehr Widerstand zu leisten.



Noch geht es den USA zu gut.

Farbenblind

Von Urs Gehriger — Die Niederlage Mitt Romneys ist hausgemacht. Die Republikanische Partei entfremdet sich zunehmend von wahlentscheidenden Minderheiten.

Die Republikaner haben die Wahlen mit einem Knockout verloren. Und dies gegen einen Präsidenten, der jedes wichtige Wahlversprechen gebrochen, unter dem Strich keinen neuen Arbeitsplatz geschaffen und ein Defizit von 6 Billionen Dollar generiert hat.

Die Parteirechte wird den Fehler bei Romney suchen; er sei nicht konservativ genug und glaube nicht aufrichtig an die Prinzipien der Republikanischen Partei. Das ist Blödsinn. Es spricht Bände, dass Romney genau in jenem Moment in den Umfragen zu Obama aufschloss, als er in der Öffentlichkeit seinen wahren Charakter zeigte: den eines moderaten und pragmatischen Republikaners.

An der Niederlage ist weder Romneys Zentrismus noch die linke Presse und auch nicht Hurrikan «Sandy» schuld – sondern die Republikaner selbst. Die Partei ist in sich gespalten und orientierungslos. Während das amerikanische Volk von Mitte-rechts zunehmend ins Zentrum rückt, verschanzt sich die republikanische Basis in einer konservativen Festung, umgeben von Protestlagern diverser Couleurs und Sonderinteressen.

Die Republikanische Partei hat nicht Schritt gehalten mit dem sich verändernden Gesicht Amerikas. Nur gerade zwei der entscheidenden Swing States – North Carolina und Indiana – vermochte Romney für sich zu verbuchen. In vielen dieser heissumkämpften Bundesstaaten büssen die Republikaner bei den nicht-weissen Minderheiten Terrain ein. Sie wandern ab ins Lager der Demokraten und fühlen sich dort zunehmend heimisch.

Schwarze und Latinos stellen heute einen Viertel in drei Swing States: Florida (39,4 Prozent), Colorado (25,2 Prozent) und North Carolina (30,6 Prozent). Bald werden Minderheiten auch in anderen Bundesstaaten Wahlen entscheiden. Gehen die Republikaner nicht radikal über die Bücher, wird dieses Segment auch in Zukunft den Demokraten zu grossen Siegen verhelfen.

Die neue Mehrheit

Der Trend ist klar: Gemäss jüngsten Zahlen des US-Statistikamtes sind 50,4 Prozent der Neugeborenen Amerikaner Latinos, Schwarze, Asiaten und Angehörige anderer Minderheiten. Bis Mitte des 21. Jahrhunderts werden diese Minderheiten die weisse Bevölkerungsschicht numerisch überholt haben. Doch noch viel früher wird die sich wandelnde Demografie die politische Landschaft verändern.

Texas, der Staat mit der zweitgrössten Anzahl an Elektorenstimmen, hat seit 1980 ohne Unterbruch republikanisch gestimmt. Doch Latinos und Schwarze machen bereits heute 50,3 Prozent der texanischen Bevölkerung aus. Aufgrund der demografischen Verschiebung wird Texas um das Jahr 2020 in Reichweite eines demokratischen Sieges rücken.

Die Partei hat ein Altersproblem

Gemäss Exit-Polls haben rund sieben von zehn Latinos für Obama gestimmt. Romney gewann die Unterstützung von sechs von zehn Weissen. Doch die Republikanische Partei ist nicht nur farbenblind, sondern sie hat auch ein Altersproblem. Romney verbuchte eine Mehrheit im Alterssegment 65 Jahre und älter, während Obama bei sechs von zehn Jungen unter dreissig Jahren gewann.

Das Phänomen kommt nicht überraschend. Während dem letzten Jahrzehnt haben sich die Republikaner – zur Verzweiflung von vielen innerhalb der Partei – von der Jugend und von Minderheiten entfremdet, um sich die Stimmen der numerisch schrumpfenden Kerngruppe zu sichern, welche der republikanische Senator Lindsey Graham (South Carolina) als «zornige, weisse Männer» bezeichnet.

Umsichtige Republikaner haben das Problem längst erkannt. So sehr sie von Karikatu-

risten ins Lächerliche gezogen worden sind – George W. Bush und sein Chefstratege Karl Rove waren sich in aller Klarheit bewusst, dass sie die Latinos und die moderate Mitte nicht links liegen lassen dürfen. Ihr «mitfühlender Konservatismus» – das Mantra bei den Wahlen 2000 – fokussierte auf soziale Themen wie Bildungsreform und fokussierte minutiös und erfolgreich auf Latinos.

Die Bushs haben es richtig gemacht

In der Tat ist die Bush-Familie wahrscheinlich das ultimative Symbol für Amerikas sich wandelnde Demografie. Über zwei Generationen schaffte sie es, sich immer stärker dem Latino-Segment anzunähern: Vom Über-Weissen George H. W. Bush senior über George W. und Jeb Bush bis zu dessen gemischtrassigen Sohn George Prescott Carnica.

Es ist nicht zu spät, aber höchste Zeit für eine Kurskorrektur. Der dezentrale Charakter der US-Politik macht es möglich. In Lokalwahlen können die Republikaner junge Hispanics auf die Wahlliste setzen. Ein Anfang ist gemacht. Bobby Jindal, Nikki Haley, Ted Cruz – alles Vertreter von Minderheiten – sind in die politische Elite aufgestiegen. Ebenso Marco Rubio, Senator aus Florida, Sohn von kubanischen Einwanderern und Hoffnungsträger der Partei für die nächsten Präsidentenwahlen.

Doch ein Wandel erfordert Flexibilität bei umstrittenen Themen. Rubio hat seine Partei wiederholt gewarnt: Wenn die Republikaner in ihrer rigorosen Einwanderungspolitik nicht einen markant anderen Ton anschlagen, werden sie bei dem am stärksten wachsenden Bevölkerungssegment in den USA weiter an Glaubwürdigkeit verlieren. Und damit auch an Wählerstimmen. ○



Das veränderte Gesicht Amerikas: freiwillige Wahlkampfshelferinnen für Obama.

Ein grossartiges Land

Von Henryk M. Broder — Zerrissene Nation im Niedergang, geteilt durch tiefe Gräben: Vor der jüngsten Präsidentschaftswahl haben die USA-Experten in Europa alle Klischees aus dem Keller geholt. Trotzdem bleibt Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Die Nachrufe sind schon geschrieben, sie müssen nur noch aus dem Stehsatz geholt werden, der Leichenschmaus ist bestellt und die Kapellen üben seit Wochen «Candle in the Wind» und «Time to Say Goodbye».

Der *Spiegel* titelt mit Uncle Sam auf dem Krankenbett («Der amerikanische Patient – Vom Niedergang einer grossen Nation»), im Schweizer Fernsehen wird häppchenweise über die «Entzweiten Staaten von Amerika» berichtet: «Arm gegen Reich – rechts gegen links. Noch nie waren die Gräben so tief im Land der unbegrenzten Möglichkeiten.»

Man könnte auch sagen, selten sind in einem Satz so viele Klischees angehäuft worden. Zwar zählt Obama mindestens ebenso viele Millionäre zu seinen Freunden und Förderern wie Romney, zwar hat sich der New Yorker Bürgermeister Bloomberg, selbst ein Milliardär, für Obama ausgesprochen, aber eher wird Dortmund zur schönsten Stadt der Welt erklärt, als dass sich deutsche Amerika-Experten von ihren Stereotypen verabschieden, die sie bei jeder US-Wahl aufs Neue aus der Kellerbar holen. Heuer ebenso wie vor vier, acht und zwölf Jahren.

In der Tat waren die USA schon mal besser drauf, unter demokratischen wie republikanischen Präsidenten. Angesichts des hervorragenden Zustandes allerdings, in dem sich die Vereinigten Staaten von Europa gerade befinden, wirkt die gar nicht klammheimliche Schadenfreude der Europäer über den «Niedergang einer grossen Nation» zumindest etwas verfrüht. Noch ist nicht ausgemacht, wer als Erster den Bach runtergehen oder wer wem zur Hilfe eilen wird – immerhin haben die USA zweimal im letzten Jahrhundert Europa vor sich selbst gerettet und nicht umgekehrt – aber der Untergang der USA gehört seit Generationen zu den liebsten Fantasien deutscher Vor- und Nachdenker.

Der Dichter Nikolaus Lenau reiste 1832 in die USA, wo er das grosse Glück zu finden hoffte. Kaum angekommen, fiel ihm sofort auf, «dass Amerika gar keine Nachtigall hat». Dies, notierte er, «scheint mir ein poetischer Fluch zu sein, der auf dem Lande liegt, und von tiefer Bedeutung». Die Amerikaner ihrerseits seien «himmelanstinkende Krämerseelen. Tot für alles geistige Leben, maustot. Die Nachtigall hat recht, dass sie bei diesen Wichten nicht einkehrt.» Hundert Jahre später wandelte Bert Brecht durch New York und war ebenfalls ent-

täuscht: «Die Wohntürme von Manhattan in der Dämmerung sind atemberaubend, aber sie können keine Brust schwellen [...] Überall ist dieser Geruch der hoffnungslosen Roheit, der Gewalt ohne Befriedigung.»

Entertainer gegen Spassbremse

Der von den Nazis ins Exil getriebene Philosoph Theodor W. Adorno regte sich über «die respektlose Verwertung Beethovenscher oder Wagnerscher Themen» im Jazz auf, der mit «echter Negermusik» wenig zu tun habe. Gleichzeitig begeisterte er sich für deutsche Männerchöre, die völkische Gedichte zu Gehör brachten. Amerika und Europa liegen weiter auseinander als die sechs- bis achttausend Kilometer Luftlinie suggerieren. Zwischen Amerika und Europa liegt nicht nur der Atlantik; die politischen und kulturellen Differenzen müssen in Lichtjahren gemessen werden.

Das, was in Washington beschlossen wird, ist für «Joe the Plumber», der in Arizona oder Nebraska lebt, bei weitem nicht so wichtig wie die Frage, wer in seinem County zum Sheriff gewählt wird. Die armen Leute von West Virginia gaben ihre Stimme Romney; nicht obwohl, sondern weil er ein Milliardär ist, also von Geschäften etwas versteht. Die feinen Leute von der Ostküste, die ihre Kinder auf private Schulen schicken und sich über die dummen Rednecks aus dem Süden lustig machen, wählten Obama, weil sie schon reich sind und weil ein schwarzer Präsident ihnen ein Gefühl vermittelt, das sie trotz ihres Reichtums nirgendwo kaufen können: liberal und tolerant zu sein und keine Ressentiments gegenüber Farbigen zu haben.

Romney bediente das Bedürfnis nach materieller Sicherheit, nach einem Häuschen mit Garten, einem neuen Auto und billigerem Benzin. Obama bediente das Verlangen nach emotionaler Zusammengehörigkeit. Romney ist kein grosser Rhetoriker, kann aber frei sprechen. Obama ist ein glänzender Redner, aber nur so lange, wie er ablesen kann.

Käme Romney auf die Idee, eine Obama-Rede zu halten, wäre dies sein Ende. Andersrum würden die Leute Obama zujubeln, denn es kommt nicht darauf an, was er sagt, sondern dass er es sagt, Obama. Wenn Obama eine Rede mit den Worten «My fellow Americans» anfängt, klingt das wie der Auftakt zu einer lustigen Familienfete. Dieselben Worte, gesprochen von Romney, hören sich wie die Einleitung zu einer Mormonenfeier an, bei der weder ge-



Lichtjahre entfernt: als Comicfigur Captain



America Verkleideter in New York.

trunken noch getanzt werden darf. Obama ist ein Entertainer, Romney eine Spassbremse. Obama wird jeder Patzer verziehen, sogar, wenn er die Ermordung von vier Amerikanern in Libyen als «nicht optimal» bezeichnet; wenn Romney aber von einem «Ordner voller Frauen» spricht, der ihm auf den Tisch gelegt wurde, hört das globale Gelächter gar nicht mehr auf.

Einer muss den Job machen

Dabei sind sich die beiden politisch weit ähnlicher, als es die Obama-Fans bei uns wahrhaben wollen. Obama hat versprochen, Guantánamo zu schliessen, und sich nicht daran gehalten. Romney würde so ein Versprechen gar nicht erst abgeben. Obama hat keine Skrupel, Drohnen gegen vermeintliche Terroristen einzusetzen. Romney hätte überhaupt keine Skrupel. Bei fast allem, worauf es den europäischen Gutmenschen ankommt, liegen Obama und Romney so nah beieinander wie Greenpeace und Robin Hood in der Ökologie-Debatte. Die innenpolitischen Differenzen sind schon relevanter, vor allem in der Gesundheitspolitik.

Aber das kann nicht der Grund sein, warum 90 Prozent der Europäer Obama ihre Stimme geben würden, wenn sie mitwählen dürften.

Nun hat es Obama auch ohne die Deutschen geschafft. Die Amerikaner haben ihm eine zweite Chance gegeben. Nicht unbedingt aus Begeisterung, eher aus einem Gefühl von Fairness heraus. Er hatte von Bush einen angeschlagenen Laden übernommen, jetzt muss er mit seinen eigenen Fehlern und Versäumnissen fertig werden. Ob er dazu in der Lage ist, werden wir in vier Jahren wissen. Auch Clinton hat in der ersten Amtszeit nur geübt und erst in der zweiten Runde gezeigt, was in ihm steckt.

Das globale Interesse an der amerikanischen Präsidentenwahl hat wieder einmal bewiesen, dass die Amerikaner nicht nur über ihren Chef entscheiden, sondern darüber, wer die freie Welt führen soll. Ob sie es wollen oder nicht, ob es den «Amerikakritikern» passt oder nicht, die USA können gar nicht aus der Rolle des Weltpolizisten aussteigen. Good Cop oder Bad Cop, einer muss den Job machen.

Kennedy war der erste Katholik im höchsten Amt, Obama der erste «Afro-Amerikaner». Romney wäre der erste Mormone gewesen. Irgendwann werden die Amerikaner einen Juden und einen Muslim zum Präsidenten wählen. Oder eine Frau. Eine schwarze Lesbe, eine geschiedene Katholikin, eine ledige Muslima. Denn allem Geunke und Geraune vom Niedergang zum Trotz sind die USA immer noch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, so geteilt und zerrissen, wie es sich für eine Demokratie gehört und so einig und geschlossen, wie es eine Weltmacht sein muss, die ihre schützende Hand auch über diejenigen hält, die sie hassen und verachten.

Das ist es, was die Grösse dieses Landes ausmacht. ○

Katastrophen

«Sandy» im Auge

Die verwehten Fakten um den «Jahrhundertsturm».

«It's Global Warming, Stupid», schrie die Schlagzeile von *Businessweek*. Zum Finale eines US-Präsidentenwahlkampfes, in dem erstmals seit zwanzig Jahren niemand vom Klimawandel sprach, konnten die Alarmisten dem Volk – dank dem verheerenden Hurrikan – wenigstens noch «Sandy» in die Augen streuen.

Während die Experten in den USA betonten, das einzige zutreffende Wort der Schlagzeile sei «Stupid», dozierte Roger Schawinski in der Schweizer *Sonntagszeitung*: ««Sandy» war ein Jahrhundertsturm. Wir müssen uns bald neue Superlative einfallen lassen, denn was heute als aussergewöhnlich erlebt wird, ist bald Normalfall. Weil der Nordpol rasant abschmilzt, steigt der Wasserspiegel ständig.»

Scheinbar hatte Schulmeister Schawinski im Geografie- und Physikunterricht nur einen Fensterplatz: Der Nordpol ist nämlich ein Punkt, und das Eis schwimmt in der Arktis auf dem Meer, trägt also beim Abschmelzen wenig zum Anstieg des Meeresspiegels bei.

Abnehmende Temperaturen

Die Fakten wurden vom Winde verweht: Seit 1850 fegten 285 tropische Stürme über die amerikanische Küste, 86 Prozent davon zu Zeiten, als der CO₂-Anteil der Atmosphäre weit unter dem Wert lag, den die Klimaforscher als kritisch ansehen.

Auf der Rangliste der katastrophalsten Stürme steht «Sandy» mit einem Schaden von 20 Milliarden Dollar an siebzehnter Stelle. Der verheerendste Sturm, der «Great Miami Hurricane» von 1926, würde heute 180 Milliarden kosten. Im 20. Jahrhundert stieg der Meeresspiegel um siebzehn Zentimeter an. In den letzten Jahren hat sich der Anstieg nicht beschleunigt, sondern verlangsamt. An der amerikanischen Ostküste, wo «Sandy» entlangbrauste, hat die Meerestemperatur in den letzten sieben Jahren leicht abgenommen.

Und: Seit sechzehn Jahren steigt die globale Temperatur nicht mehr. Die real gemessenen Werte liegen deshalb heute – wie der Klimaforscher John Christy dem US-Senat erklärte – unter jenen Werten, die die 38 Modelle des Klimarates IPCC voraussagten. Das heisst: Zu warm ist es nur in den Hirnen einiger Alarmisten.

Markus Schär

Obamas Königsmacher

Von *Beatrice Schlag* — David Axelrod erfand den Slogan «Yes, we can», der Obama zum Einzug ins Weisse Haus verhalf. Die Wiederwahl des Präsidenten war für seinen Kampagnenchef deutlich härter.



«Direkt aus den Lenden»: Obama-Vertrauter Axelrod (l.).

Das Treffen mit Medienleuten nach Obamas Rede in Ohio am letzten Freitag war fast zu Ende, als ein Journalist David Axelrod beiläufig fragte, wie es dem Präsidenten in den letzten Tagen vor der Wahl gehe. «Ich kenne ihn seit zwanzig Jahren und arbeite seit zehn Jahren eng mit ihm zusammen», antwortete sein Berater und Chefstrategie, «ich habe ihn nie mit mehr Verve gesehen. Er glaubt an das, wofür er kämpft. Man merkt seinen Reden an, dass sie direkt aus den Lenden kommen.»

Die umstehenden Journalisten kicherten verblüfft. Axelrod, schrieb die *Huffington Post*, sei einen Moment lang sichtlich von der Rolle gewesen über den Patzer. Er sprach in der Regel druckreif. Anzüglichkeiten kannte man von ihm nicht. Aber der Kampagnenchef rettete sich sofort in einen Witz: «Äh, ich wollte einfach das Wort Lenden sagen, um zu sehen, ob ich es irgendwo in euren Geschichten unterbringen kann», sagte er grinsend. «Mission erfüllt», kommentierte die *Huffington Post* amüsiert. Wäre das Wort Mitt Romneys umstrittenem Berater Stuart Stevens entwischt, hätte es für Schlagzeilen gesorgt. Dem uneiteln, nie arrogant wirkenden Axelrod mit dem altmodischen Schnurrbart trug keiner den Ausrutscher nach.

Zwei Tage später sagte Axelrod auf dem TV-Sender Fox News über Mitt Romneys uner-

wartet angesetzten Wahlauftritt in Pennsylvania: «Seine Kampagne hat schwere Probleme. Sie versuchen verzweifelt, neue Territorien zu finden, weil sie wissen, dass sie in Staaten wie Ohio nicht mehr aufholen können.»

David Axelrod redete wie immer leise und unaufgeregt. Und wie oft behielt er am Ende recht. Er hatte vorausgesagt, dass 2012 das Rennen viel enger würde als vor vier Jahren: «Damals hatte Obama Rückenwind. Jetzt wird gegen uns so viel Geld ausgegeben wie noch nie in der amerikanischen Geschichte. Aber wenn wir jeden, der uns unterstützt, an die Urne bekommen, werden wir gewinnen.» Nach den Siegesfeiern wird sich Obamas prominentester Berater aus der aktiven Politik verabschieden. Er will an der Universität von Chicago einen Think-Tank eröffnen. «Dann werde ich vermutlich dieselben Halbinformationen verbreiten wie alle anderen im Fernsehen», sagt er trocken.

Dem 57-jährigen studierten Politwissenschaftler, Sohn einer Journalistin und eines Psychologen, sprechen auch Gegner nicht ab, was den meisten Politikern schon nach wenigen Jahren abhandenkommt: aufrichtigen Idealismus. Nach seinem College-Abschluss volontierte er bei der *Chicago Tribune*, die ihn wenig später anstellte. Axelrod wurde der jüngste Politikolumnist des Blattes. «Er war nicht nur ein scharfer Beobachter, sondern

auch ein wunderbarer Schreiber», sagt sein Freund und langjähriger *Tribune*-Kollege George de Lama. «Aber als er nach acht Jahren kündigte, sagte unser Chefredaktor, das sei unvermeidlich gewesen. David wolle lieber in der Politik mitmischen als darüber schreiben.»

1984 stellte ihn der in Illinois für den US-Senat kandidierende Paul Simon als Kommunikationschef ein und beförderte ihn bereits nach wenigen Wochen zum Kampagnenchef. Simon wurde gewählt. Ein Jahr später gründete Axelrod seine Beraterfirma und arbeitete unter anderem für beide Clintons, John Edwards und New Yorks Ex-Gouverneur Eliot Spitzer. Nachdem er 1987 die erfolgreiche Kampagne zur Wiederwahl von Chicagos schwarzem Bürgermeister Harold Washington geleitet hatte, interessierte er sich zunehmend für Aufträge schwarzer Politiker. «Zu seinen Spezialitäten», schrieb der *Economist*, «gehört die Kunst, weissen Wählern schwarze Politiker zu verkaufen.» PR-Champion Axelrod würde das Wort «verkaufen» bestreiten: «Ich bringe meinen Kandidaten keine Botschaften und Slogans. Ich suche Kandidaten, die sie verkörpern.»

Revolutionäre Kampagne

Barack Obama verkörpert alles, was in Axelrods politischem Denken Hoffnung bedeutet. Er war als Berater bereits hochangesehen und hochbezahlt, als er den noch unbekanntem *community organizer* 1992 kennenlernte. Sie freundeneten sich an. Axelrod schwärmte vom «historischen Potenzial» des politisch noch unerfahrenen Obama, Veränderungen in der Politik herbeizuführen wie einst sein grosses Vorbild John F. Kennedy. 2004 gewann Obama nach der von Axelrod geleiteten Wahlkampagne den Sitz als US-Senator aus Illinois in Washington.

Für die Präsidentschaftswahlen 2008 lehnte Axelrod Angebote der beiden demokratischen Kandidaten Hillary Clinton und John Edwards ab. Sie waren beide frühere Kunden. Ausserdem hatte sich Hillary Clinton stark für Epilepsieforschung eingesetzt. Axelrods älteste Tochter leidet an schwerer Epilepsie. Er wollte keine Kampagne gegen Clinton führen. Als Barack Obama entschied, mit ins Rennen zu steigen, änderte er seine Meinung. «Ich dachte, wenn ich helfen könnte, ihn ins Weisse Haus zu bringen, hätte ich in meinem Leben etwas Grosses vollbracht», sagte er der *Washington Post*.

Mit Obama entwickelte er eine flächendeckende Graswurzelbewegung, in der jeder Sympathisant zu Minispenden und zur Mithilfe angeregt wurde. Konstante Informationen und sehr persönliche Videos im Internet kreierte einen Kontakt zur Bevölkerung, der in nichts an die Bush-Jahre erinnerte. Es war eine revolutionäre und sensationell erfolgreiche Kampagne. 2012 reichte sie noch immer für einen Sieg. Aber nicht mehr für Axelrods Bereitschaft, als Chefberater des Präsidenten weitere vier Jahre Realpolitik durchzustehen. ○

«Es war zu eindeutig»

Von *Beatrice Schlag und Peter Bohler (Bild)* — Wahlnacht mit *Caroline Heldman*. Ihre Eltern lebten jahrelang von Sozialhilfe. Die Tochter lehrt Politikwissenschaften am linken Occidental College.

Man würde sie eher für ein weitgereistes Model halten als für eine Professorin. Und schon gar nicht für jemanden, dessen Eltern so strikte Evangelikaner waren, dass die Tochter nicht in die öffentliche Schule durfte, weil sie dort unfremden Einflüssen ausgesetzt sein könnte. Sie wurde von ihrer Mutter zu Hause unterrichtet. Die Familie lebte schäbig. Lebensmittelgutscheine und Sozialhilfe vom Staat, Slum-Unterkünfte: «Unter Ronald Reagan bekamen wir zweitklassigen Käse, der früher den Schweinen verfüttert wurde.» Als Teenager protestierte sie vor Kliniken, in denen Abtreibungen vorgenommen wurden. Caroline Heldman, Tochter eines oft arbeitslosen Abwärts und einer Hausfrau, aufgewachsen in einem kleinen Bauernkaff im Staat Washington, sagt heute, sie sei politisch progressiver als die demokratische Partei. «Ich bin für Bürgerrechte. Ich glaube, dass die Regierung Gutes tun kann. Sie soll ein soziales Netz bieten. Krankenversicherung halte ich für ein Menschenrecht. Im übrigen soll sich der Staat aus dem Leben des Einzelnen heraushalten.» Sie hatte 2007 Obama gewählt und war dann elend enttäuscht, dass er lieber Banken rettete als bankrotte Hausbesitzer. Und darüber, dass er als Präsident nie mehr etwas von Umweltproblemen wissen wollte, die er in seiner Kampagne als vorrangig bezeichnet hatte.

Erst nach mehreren Nachfragen bestätigt sie, dass sie als hochbegabt eingestuft wurde, bereits mit 14 das College besuchte und dann mit Stipendienangeboten erstklassiger Universitäten überhäuft wurde. «Ich habe nie gegen meine Eltern rebelliert», sagt die Professorin. «Ich bin ihnen sehr dankbar. Sie sind keine Akademiker, aber sie sind beide sehr klug. Als ich Politikwissenschaften studierte, wurde mir einfach klar, dass die Prinzipien meiner Erziehung von Daten widerlegt wurden, und zwar in fast allen Bereichen, von Rassismus und Sexismus bis hin zu den Gründen für Armut.» Was geblieben ist von den Widersprüchen zwischen Erziehung und Forschung ist die Vorliebe der viel gesuchten TV-Professorin für Orte, wo sie nicht hinzupassen scheint. Sie ist ständige Kommentatorin für den konservativen Sender Fox News und die englische Ausgabe des arabischen Sender Al-Dschasira: «Ich finde es spannend, meine Meinungen dort zu sagen, wo ich wahrscheinlich keine Zustimmung finde. Ich muss mich nicht predigen hören. Vor Gleichgesinnten zu reden, scheint mir nicht sehr interessant.»

Fünf Stunden bevor die Wahl entschieden ist, sagt die Obama-Wählerin: «Ich profitiere, wer immer die Wahlen gewinnt. Als Wählerin hoffe ich, dass Obama gewinnt. Aber als Forscherin hätte ich viel mehr Interesse, Präsident Romney zu studieren. Die Republikaner sind tief gespalten zwischen Tea Party und gemäßigten Parteimitgliedern. Romney hat sich vor den Wahlen zur Mitte hin bewegt. Die Tea Party schwieg. Aber wenn er gewinnt, werden sie ihren Tribut verlangen.»

Romney konnte nicht gewinnen

Caroline Heldman glaubte keinen Moment an Romneys Sieg. «Die Umfragewerte», sagt sie, «waren schlicht zu eindeutig.» Es habe nur in den Medien ein Kopf-an-Kopf-Rennen gegeben, weil das gut verkauft habe. Wer die Zahlen studiert habe, sei erstaunt gewesen über die Heuchelei in den Medien.

Auf die Frage nach den vielen Schwarzenegger-Insignien in ihrem Büro antwortet sie: «Es ist nicht meine Aufgabe, meinen Studenten zu sagen, was sie zu denken haben, sondern sie zum Denken anzuregen. Ich sagte, dass ich Schwarzeneggers Filme mag. Also dachten alle, ich sei Republikanerin. Und dann bekam ich all diese Arnold-Devotionalien geschenkt, die mich sehr gefreut haben.»

Caroline Heldman lernte Barack Obama nie kennen. Aber sie befragte sehr viele der Lehrer, die ihn in den achtziger Jahren am Occidental College unterrichtet hatten. Kein einziger konnte sich an ihn als besonders begabten Studenten erinnern, kein einziger hatte je von seiner angeblich marxistischen Gesinnung gehört. «Selbst wenn», sagt Caroline Heldman, «was bedeutet es? Er war damals 21. Heute ist er ein Freund grosser Unternehmen. Ich hoffe, dass er sich endlich Freiheiten herausnimmt, wenn er wiedergewählt wird.»

Wenige Minuten nachdem CNN Obamas Wiederwahl hochgerechnet hat, sagt sie: «54 Prozent Frauen gegen 46 Prozent Männer, sehr o.k. Ich freue mich. Aber ich werde sehr genau aufpassen, was jetzt passiert zwischen den Parteien. Wenn es keinen Wirtschaftsaufschwung gegeben hätte, wie bescheiden auch immer, hätte Obama keine Chance gehabt.» ○



«Vor Gleichgesinnten zu reden, scheint mir nicht sehr interessant»: Professorin Heldman.

Die Katastrophe

Von Henryk M. Broder — Romney oder Obama? Für die Deutschen war alles schon vorher klar.



Glaubt man den Umfragen, hätten 91 Prozent der Deutschen Obama gewählt, wenn sie an den US-Wahlen hätten teilnehmen dürfen. Für den Ausgang der Wahlen war

das unerheblich, für die deutsch-amerikanischen Beziehungen aber nicht.

Bei einem Sieg von Obama freuen sich seine deutschen Unterstützer, um gleich darauf Gegenleistungen einzufordern: dass Obama Guantánamo schliesst, ohne allerdings auch nur einen der Gefangenen Deutschland aufzuhalten; dass er aufhört, unschuldige Taliban mit Drohnen zu bedrohen und zu ermorden; dass er seine einseitige Unterstützung für Israel überdenkt und eine «ausgewogene» Nahostpolitik betreibt, das heisst, die Palästinenser bevorzugt. Ferner werden sie verlangen, dass Obama alle noch in Deutschland stationierten US-Truppen heimholt, den vom Abzug betroffenen Gemeinden aber eine Entschädigung für die ausgefallenen Einnahmen zahlt.

Gewinnt aber Romney, sind sie einen Moment ganz furchtbar «betroffen», um gleich danach in lauten Jubel auszubrechen. Denn ein Amerika, das einem schwarzen Präsidenten keine zweite Chance gibt, ist genau das Amerika, vor dem sie immer gewarnt haben: rechts, rassistisch, unbelehrbar. Das Amerika des Kapitals und der Konzerne, dem Wahlen nur dazu dienen, die wahren Machtverhältnisse zu verschleiern. Der gute alte Antiamerikanismus, wie er sich schon zur Zeit von Ronald Reagan, Bush sen. und Bush jr. artikuliert hat («Wer Wind sät, wird Sturm ernten»), wird wieder Auftrieb bekommen, gleichzeitig mit der Friedensbewegung, die sich in den letzten Jahren aus Mangel an einem geeigneten Feindbild auf den Kampf gegen die Kernkraft und für erneuerbare Energien verlegt hat.

Möglicherweise waren sich die 91 Prozent der deutschen Obama-Fans nicht bewusst, dass ihre Haltung nur unangenehme Folgen haben konnte. Schon vor den Wahlen war klar: Während ein Sieg von Romney den Antiamerikanismus schüren würde, wäre eine Wiederwahl Obamas für die fortschrittlichen Kräfte in Deutschland eine Katastrophe. Denn dann würde es in der Bundesrepublik mehr Juchtenkäufer als Antiimperialisten geben. Ja, so sauer können manchmal süsse Früchte sein.

Ein Lehrstück aus Basel

Von Silvio Borner — Staatsnahe Firmen können sich dank expliziter oder faktischer Garantien risikoreiche Abenteuer leisten. Im Ernstfall zahlt der Steuerzahler.

Bekanntlich musste vor einigen Jahren in der Schweiz die UBS vom Staat finanziell gestützt werden. Mittlerweile zeichnet sich ab, dass die Aktion den Steuerzahler unter dem Strich wohl fast nichts kosten wird.

Weniger gut sieht es bei den Kantonalbanken aus: In Solothurn und Appenzell Ausserrhoden sind sie verlustreich untergegangen, in der Waadt und in Genf zu kostspieligen Sanierungsfällen geworden. Umso skandalöser ist es deshalb, dass ausgerechnet das rotgrüne Basel aus der Bankenkrise nicht nur nichts gelernt hat, sondern davon auch noch riskant profitieren wollte.

Und erst noch zweimal: Zum einen übernahm die Basler Kantonalbank (BKB), genau wie die Bank Wegelin, von den Grossbanken ausgeladene US-Kunden in der irrigen Meinung, dass man als Staatsbank ohne Überseeaktivitäten nichts zu befürchten habe. Dies, obwohl die stolze UBS nur mit einem separaten Staatsvertrag gerettet werden konnte, der nur für die UBS, aber nicht für die BKB gilt. Zum anderen eröffnete die BKB vor einigen Jahren eine Filiale (mit Sonderstatus) in Zürich, um in der Vermögensverwaltung abzukassieren. Allein schon mit dieser Expansion wird ihre ohnehin schwach fundierte Existenzberechtigung als kantonale Entwicklungsbank in Frage gestellt. Nach betrügerischen Machenschaften eines unabhängigen Vermögensverwalters wurden Kantonalbank-Kunden um hundert Millionen erleichtert.

Der CEO der Kantonalbank hat bereits seinen Rücktritt eingereicht, ebenso drei Mitglieder des Bankrats. In diesem Aufsichtsgremium sitzen ausschliesslich Vertreter politischer Parteien. Nicht weniger als vier von ihnen gehörten der SP an und je einer dem GB, der GLP und sogar der EVP. Dann wären da noch zwei Vertreter der CVP, die auch eher sozial sein will. Zweifelsfrei im marktwirtschaftlichen Lager zu verorten sind je ein Liberaler, ein SVP- und zwei FDP-Mitglieder, also nur vier von dreizehn!

Der Vorgänger des jetzigen Präsidenten ist vielen zudem als wild- und sozialromantischer 68er Student in St. Gallen in Erinnerung geblieben. Der Kapitalismus-Abschaffer von damals hat seine politische Karriere in Basel als gutbezahlter Kapitalbeschaffer bei der

kantonalen Staatsbank beendet. Eine ähnliche Konstellation findet man in den basel-städtischen Industriellen Werken Basel (IWB), dem örtlichen Elektrizitätswerk, welches ein parastaatlicher Ex-Manager präsidiert und wo je ein aktiver und ein ehemaliger SP-Nationalrat neben einem SP-Regierungsrat und einem grünliberalen Lobbyisten für Energiesparen im Verwaltungsrat sitzen.

Implizite Staatsgarantie

Auch die IWB fahren eine riskante Strategie bezüglich des Glasfasernetzes und – dies vor allem – bezüglich Investitionen in Speichersäen oder ausländische Solar- und Windkraftwerke. Kürzlich haben die IWB der Alpiq ein Beteiligungspaket bei einem Stauseeprojekt «abgekauft», wohl zur grossen Erleichterung der Aktionäre von Alpiq. Die Investitionen in spanische Solarkraftwerke bringen der Versorgung in Basel gar nichts, dienen aber der

Propaganda der hundertprozentigen Erneuerbarkeit.

Bislang werden die Investitionen als hochrentabel angepriesen, doch auch hier – wie im Fall BKB – sind die Renditen mit Risiken verbunden. Die Erzeugung von viel (subventioniertem) Fotovoltaikstrom im Sommer und zur Mittagszeit macht das ehemals lukrative Geschäft der Speichersäen

weitgehend kaputt: Strom dann aufkaufen, wenn er im Überfluss vorhanden (und billig) ist, und ihn zu den Peak-Zeiten (gerade um die Mittagszeit) wieder abgeben.

Der Effekt wird verstärkt, weil im Ausland vermehrt Gaskraftwerke zum Ausgleich der durch Wind und Wetter verursachten Schwankungen beim Ökostrom gebaut werden, so dass die Strompreise in den Peak-Zeiten tendenziell sinken. Die ausländischen Investitionen der IWB rentieren nur dank hoher Subventionen in Ländern wie dem praktisch bankrotten Spanien. Hier besteht ein grosses politisches Risiko. Die IWB haben wohl keine formelle Staatsgarantie, aber über das Monopol in der Strom- und Wasserversorgung im Kanton eine faktische. Ein unrentables Glasfasernetz lässt sich so leicht quersubventionieren, und Abschreiber auf riskanten Investitionen lassen sich auf die Preise der gefangenen Kunden abwälzen. Wenn gewisse Kreise den Kapitalismus abschaffen wollen, dann sollten sie doch am besten beim staatlichen Monopolkapitalismus beginnen.



Warten auf den schwarzen Präsidenten

Von Hansrudolf Kamer — Der schwarzen Bevölkerung Amerikas geht es heute schlechter als vor vier Jahren. Obama ist dafür nicht verantwortlich, doch hätte er andere Prioritäten setzen können.



Der schwarze Schauspieler Morgan Freeman, der vor vier Jahren und jetzt wieder Obama unterstützt hat, erklärt programmatisch, Amerika warte immer noch auf seinen ersten schwarzen

Präsidenten. Obama habe eine weisse Mutter aus Kansas und sei der erste gemischtrassige Präsident. Für das Bewusstsein vieler Schwarzer und die Rassendiskussion in Amerika ist die Aussage erhellend.

Der schwarzen Bevölkerung hat Obama nicht die erhoffte Besserstellung gebracht. Freeman stellt fest: Als Obama gewählt wurde, seien Tränen der Freude vergossen worden. Man habe geglaubt, das sei nun der endgültige Beweis für das Amerika der Zusammengehörigkeit. Man müsse nicht mehr über Rassenschranken sprechen und könne sich auf das Wachstum konzentrieren. So sei es leider nicht gekommen.

Nimmt man Zahlen zur Beurteilung, so haben die Afroamerikaner unter Obama keine gute Zeit gehabt. Als er das Präsidentenamt antrat, betrug die Arbeitslosigkeit bei den Schwarzen 12,7 Prozent und bei den Weissen 7,1 Prozent. Während die allgemeine Arbeitslosigkeit im Oktober wieder leicht auf 7,9 Prozent stieg, nahm sie bei den Schwarzen um fast einen Prozentpunkt auf 14,3 Prozent zu. Bei den Weissen betrug sie 7 Prozent. Der Unterschied zwischen Schwarz und Weiss hat sich unter Obama vergrössert.

Die oberflächliche Erklärung ist einfach. Ein Bericht des linksliberalen Instituts Think Progress weist darauf hin, dass im öffentlichen Sektor auf Bundes-, Staats- und lokaler Ebene Jobs verloren gingen, was vor allem Schwarze betraf, weil diese anteilmässig mehr öffentliche Stellen besetzen. Dazu kommt das alte Strukturproblem: Trotz «affirmative action», der seit Jahrzehnten bestehenden speziellen Förderprogramme für Schwarze, haben prozentual immer noch weniger Schwarze Zugang zu einer höheren Ausbildung als Weisse.

Es gibt die Krise der schwarzen Familie – weit über die Hälfte der Kinder wächst ohne Vater auf. Und der Anteil der Schwarzen in den amerikanischen Gefängnissen spottet jeder Beschreibung, er ist stark überproportional.

Den Gründen für diese «Phänomene» forscht man seit langem nach. Politische Korrektheit und Verbohrtheit verhindern neue Ansätze.

Die Erfolge der Asiaten

Die Arbeitslosigkeit zeigt nicht das ganze Bild. Auf dem Höhepunkt des Immobilienbooms wurden auch afroamerikanische Familien mit geringerem Einkommen zum Erwerb von Hauseigentum überredet – wohlgemeinte, aber falsche Sozialpolitik. Als der Einbruch kam, wurden fast über Nacht Jahrzehnte des Fortschritts beim Aufbau von Vermögen und Ersparnissen der schwarzen Mittelklasse zunichtegemacht.

Für diese allgemeine Verschlechterung ist Obama nicht verantwortlich, und er wird auch nicht dafür verantwortlich gemacht. Bei den Präsidentenwahlen hat er wieder weit über neunzig Prozent der schwarzen Stimmen erhalten. Der Stolz auf Obama liess sie die missliche wirtschaftliche Lage vergessen.

Während der Jahrzehnte des Kampfes für die Bürgerrechte ist die Überzeugung gewachsen, dass politische Aktion für das Weiterkommen der Schwarzen notwendig ist. Die wirtschaftlich und gesellschaftlich weitaus erfolgreichste «Rassengemeinschaft», jene der Asiaten, teilt gerade diese Auffassung nicht. Ihre Erfolge sind von politischer Zurückhal-

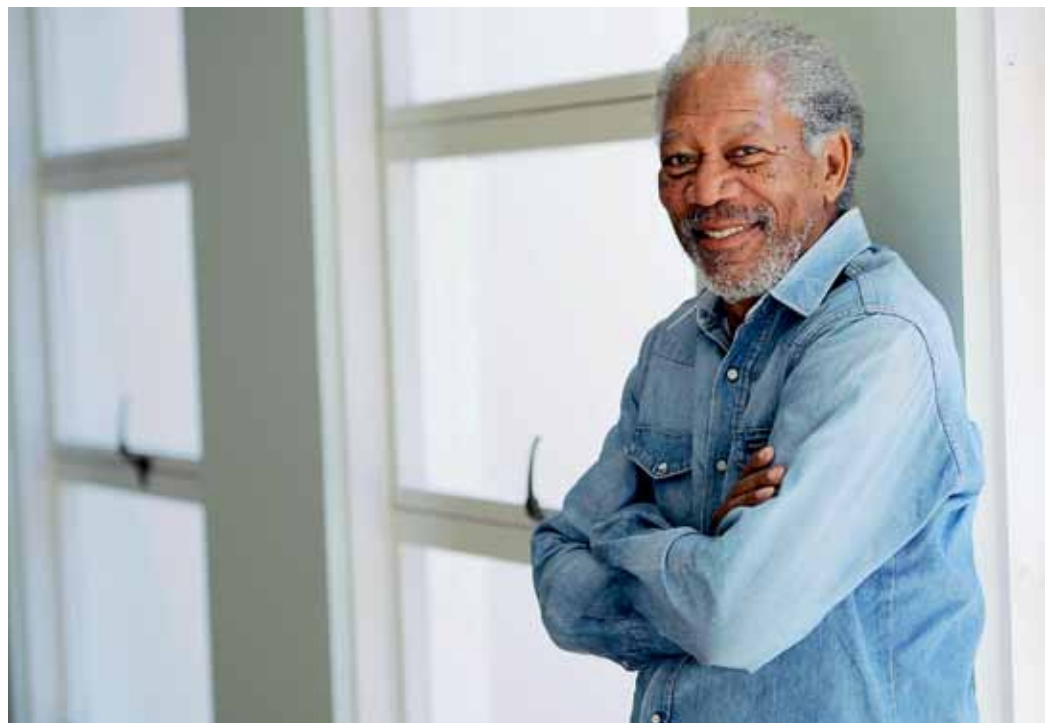
tung, dem Vertrauen in die Familie und einem individuellen Leistungsdrang geprägt.

Die politischen Aktivisten, die alten Bürgerrechtskämpfer, Bürgermeister, Intellektuellen Prediger sind im alten Denken der Rassenkategorien verhaftet geblieben. Das mag angesichts der Vergangenheit verständlich sein. Die Wahl des ersten Präsidenten mit dunkler Hautfarbe genügte wohl nicht, um eingefleischte Verhaltensmuster zu ändern.

Und doch war die Wahl Obamas ein Zeichen. Vorher war die Vorstellung, ein Afroamerikaner könnte ins Weisse Haus einziehen, wie ein schlechter Scherz. Die Weissen, so war der feste Glaube, würden – trotz allem Gerede über Freiheit und Gleichheit – das nie zulassen. Dann sah man in der Wahlnacht 2008, wie Obama in Staaten wie Virginia, New Mexico, Ohio und North Carolina Siege aneinanderreichte. Sklaverei, Bürgerkrieg, Restauration, Segregation – alles schien wie weggeblasen.

Schwarze Intellektuelle werfen Obama vor, er habe zu wenig für die Schwarzen getan. Der Präsident selber hat darauf schon vor vier Jahren geantwortet, er sei nicht ihr Interessenwahrer, sondern der Präsident aller Amerikaner. Das sagt jeder neugewählte Präsident. Doch hätte Obama das eine mit dem andern verbinden können. Er wäre dafür prädestiniert gewesen.

Nach der Wahl betrieb Obama harte Parteipolitik mit den demokratischen Mehrheiten im Kongress. «Wahlen haben Konsequenzen», lautete seine Aussage. Hätte er sich an seine Rhetorik gehalten und überparteiliche Lösungen gesucht, stünden die amerikanische Wirtschaft und die schwarze Bevölkerung heute besser da. Hybris war der Beginn des Niedergangs.



Tränen der Freude: Hollywood-Star Morgan Freeman.

Zur Nachhaltigkeit von Olympia

Von Christoph Mörgeli

Vor zwanzig Jahren warb der Thurgauer Nationalrat Ernst Mühleemann (FDP) im Parlament mit eloquentem Mundwerk für den EWR-Beitritt: «Diese theoretischen Erkenntnisse werden heute durch klare Tatsachen untermauert, etwa durch die Situation der EGländer im Mittelmeerraum, die einmal zu den Armenhäusern Europas zählten. Wer in diesem Jahr an der Weltausstellung in Sevilla oder an der Olympiade in Barcelona Spanien erlebt hat, weiss, dass dort ein neuer Elan entstanden ist, der dieses Land in kurzer Zeit in den dritten Rang der wirtschaftlichen Stärke Europas führen wird.»

Was Ernst Mühleemann 1992 als «klare Tatsachen» beurteilte, sieht in Wirklichkeit so aus: Die Weltausstellung stürzte Sevilla in eine enorme Verschuldung; heute ist die Kommune Andalusien pleite. Die Olympischen Spiele von Barcelona kosteten über viermal mehr, als bei der Bewerbung versprochen; heute ist die Kommune Katalonien pleite. Letzten Montag wurde vermeldet, dass Spanien noch nie eine so hohe Arbeitslosigkeit hatte, seit das Land dazu Zahlen erfasst. Diese kleine Geschichte mag den hiesigen Olympia-Enthusiasten und sportlichen Nachhaltigkeitsschwätzern eine Lehre sein: Das einzig Nachhaltige an Olympischen Spielen sind Schulden und Defizite. Die einzige Konstante von Olympischen Spielen sind reale Kostenüberschreitungen: Salt Lake City schaffte es 2,5-mal, Turin 1,7-mal, Vancouver 4,2-mal.

Wie heisst das Land, in dem die olympische Idee geboren wurde? Oder anders gefragt: Wer hat's erfunden? Eben. Griechenland. Und ausgerechnet heute wollen uns ein paar Funktionäre in Bundesverwaltung, Sportbürokratie, Staatsfernsehen, Medienimperien und BDP weismachen, Olympische Winterspiele in der Schweiz, die über vier Milliarden Franken kosten, seien eine gute Idee. Bereits dürfen ein paar Profiteure über 60 Millionen für die Planung verbraten.

Keiner der heutigen Propagandisten wird 2022 noch in seiner Funktion stehen. Keiner von ihnen weiss, welchen Personen er das unausgegorene Monsterprojekt in die Hände geben wird. Zwei Wochen loderndes Feuer, zwei Jahrzehnte tote Asche. Zwei Wochen Übermut, zwei Jahrzehnte Katzenjammer. Der Allmächtige schütze uns vor den allzu Entflammten. Und schenke unserem Land mehr Feuerwehrleute. Denn sie verhindern eine Überforderung durch Olympia: mit Nutzen für wenige, aber Kosten für viele.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Der halbe Ogi

Von Peter Bodenmann — Bundesrat Ueli Maurer will die Winterspiele nach Graubünden bringen. Wozu das Theater?



Politisches Spiel: Sportminister Maurer (l.), Swiss-Olympic-Präsident Schild.

Adolf Ogi war und ist mit Leib und Seele ein Sportler, ein Wintersportler. Er wollte die Winterspiele 2006 in die Schweiz holen. Ins Wallis, das politisch seine zweite Heimat war. Bis auch hier die Zürcher SVPLer aus allen Löchern krochen.

Ogi hatte, wie auch neutrale Dritte nicht bestreiten, mit Sion 2006 das beste Bewerbungsdossier. Und trotzdem keine Chance. Weil die Fiat-Familie Agnelli die besseren Kontakte zu der nicht nur beziehungskorrupten olympischen Familie pflegte. In Seoul flossen die Tränen der helvetischen Olympia-Krokodile.

Was haben die Spiele dem Gewinner, der Region Turin, gebracht? Ist im Piemont der Wintertourismus aufgeblüht? Denkste.

Das Wallis – und mit ihm die Schweiz – kann Signor Agnelli selig dankbar sein, dass uns dieses teure Desaster erspart blieb.

Einer hat übrigens nie an eine Chance von Dölf Ogi geglaubt: Für Sepp Blatter war die Sion-2006-Truppe zu naiv unterwegs.

Jetzt macht Wehrminister Ueli Maurer den Ogi. Er will die Winterspiele nach Graubünden bringen. Und so einen Wirtschaftsboom in den Alpen auslösen. Jeder halbwegs vernünftige Journalist müsste Sepp Blatter fragen. Und nicht darauf hören, was er sagt. Sondern darauf, wie er es sagt.

Vielleicht werden die Bündnerinnen und Bündner die Handbremse ziehen. Vielleicht

auch nicht, weil der starke Franken den Tourismus zu ersticken droht – und sonst kein Strohalm in Sicht ist. Vielleicht wird das Parlament den Unfug abblasen. Oder das Schweizervolk über den Einsatz von Tausenden von Soldaten und letztlich Milliarden von Franken mittels referendumsfähiger Vorlage abstimmen lassen.

Die rechten Fremdenhasser haben recht

Eines ist sicher: Die Mehrheit der SVP-Wähler würde gegen Olympische Spiele in Graubünden stimmen. Denn die rechten Fremdenhasser haben strukturell Angst vor noch mehr Ausländern, die uns viel kosten. Für einmal zu Recht.

Auch wenn Graubünden ja sagt, auch wenn das Volk ausgeschaltet wird, am Ende bleibt alles, wie es ist: Die Schweiz bekommt die Spiele nicht. St. Moritz und Davos werden noch weniger Stimmen machen als Sion 2006. Auch weil Ueli Maurer in der Welt des Sports nicht einmal einen halben Dölf Ogi ausmacht.

Warum das ganze Theater? Ueli Maurer will Graubünden – und mit dem Kanton dessen Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf – destabilisieren. Mittels einer aussichtslosen Olympia-Kandidatur. Schuld sind dann, wie immer, alle andern. Statt Olympischer Spiele ein politisches Spiel. Nicht schlecht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Eine Lanze für die Meinung

Von Kurt W. Zimmermann — Der erste Kreuzzug startete im Jahre 1096. Die Idee hat heute wieder Potenzial.

Der Kreuzritter trägt ein Kettenhemd, in der Hand die Lanze, auf dem Schild das traditionsreiche rote Kreuz auf weissem Grund. Der Ritter ist das Symbol des Kreuzzugs gegen das Böse.

Der britische *Daily Express* kämpft den Kampf seines Lebens. Es ist der Kampf gegen die EU. Wann immer ein negativer Artikel über die EU im Blatt erscheint, rückt die Redaktion eine Bildmarke in den Artikel ein. Sie zeigt den Kreuzritter, und daneben steht: «*Daily Express* Crusade: Get us out of the EU.»

Derzeit erscheint der Kreuzritter täglich im Blatt.

Natürlich ist die Anti-EU-Kampagne nicht der erste Kreuzzug, den eine Zeitung führt. Bemerkenswert daran aber ist, mit welcher britischer Terrier-Mentalität er geführt wird und wie offen er deklariert wird. Jede Nummer signalisiert dem Leser über das Rittersymbol mit der Lanze, dass man nun wieder gegen den Feind loszieht: *Get us out of the EU.*

Interessant ist zudem, dass das Beispiel in gewissem Sinn den Journalismus von morgen vorwegnimmt. Ich glaube, wir werden in den Zeitungen künftig wieder mehr Kreuzzüge wie diesen sehen, auch bei uns.

Letzte Woche triumphierte der *Daily Express* wie selten zuvor. Gegen den Willen von Premier David Cameron beschloss das Unterhaus eine Kürzung des EU-Budgets. «Don't give wasteful EU any money», titelte das Blatt. Bereits letztes Jahr hatte der *Express* eine Petition zum EU-Austritt lanciert. In der ersten Woche unterschrieben 370 000 Leser, mehr als die Hälfte der Auflage.

Der *Daily Express* wird seitdem als Meinungsbildner wieder ernst genommen. Die Politik kommt nicht um ihn herum. Denn in seiner 112-jährigen Geschichte stand das Boulevardblatt stets im Ruf, sein Ohr besonders nah am Volk zu haben.

Damit sind wir beim Generellen. Zeitungen müssen heute politisch wieder ernst genommen werden, wenn sie Erfolg haben wollen. Ihre Phase der Irrelevanz, die Anfang der achtziger Jahre begann, ist vorbei.

Die Periode zwischen 1980 und 2000 waren die goldenen Zeitungsjahre. Die Auflagen erreichten traumhafte Höhen. Tageszeitungen waren Massenprodukte, und sie mussten darum massentauglich funktionieren.

Als Massenprodukt ist es nicht empfehlenswert, eine dezidierte politische Meinung zu haben. Zu viele Leser werden damit verprellt. Die meisten Blätter wandelten sich darum zu



Terrier-Mentalität: *Daily Express.*

sogenannten Forumszeitungen. Sie deckten alle Richtungen ab und hielten mit der eigenen Optik zurück. Journalistische Kreuzzüge gab es nicht mehr.

Inzwischen sind Tageszeitungen keine Massenartikel mehr. Sie können sich darum wieder ein geschärftes politisches Profil leisten.

Es gibt einige Anzeichen, dass weltweit diese Rückkehr zum Meinungsjournalismus begonnen hat. Der *Daily Express* ist nur das auffälligste Beispiel dafür. Auch der Kreuzzug der deutschen *Bild*-Zeitung gegen die Subventionierung Griechenlands hatte vergleichbare Züge. In der Schweiz folgt bisher vor allem die *Basler Zeitung* beim Thema nationale Unabhängigkeit dem neuen Trend. Auch die *Neue Zürcher Zeitung*, so will mir scheinen, versucht nach Abstechern in den Larifari-Journalismus nun ein Comeback als engagierte Kämpferin für liberales Gedankengut.

Die Kreuzzüge des Mittelalters entstanden, weil es für die westlichen Christen eine unerträgliche Vorstellung war, dass sich das Heilige Land und Jerusalem in muslimischer Hand befanden. Von den grossen sieben Kreuzzügen zwischen 1096 und 1272 scheiterten allerdings deren fünf.

Wenn man den Meinungsfragen glaubt, dann stehen die Erfolgchancen für den *Daily Express* deutlich besser. Für die Briten liegt das Heilige Land definitiv nicht mehr in Brüssel.

100 000 Franken für Preisvergleiche

Von Alex Reichmuth

In der Migros kostet eine Packung Pampers-Windeln Fr. 24.95, bei Billa in Österreich Fr. 18.08 und bei Kaufland in Deutschland nur Fr. 15.79. Solche Vergleiche findet man auf der Website Preisbarometer.ch, die seit



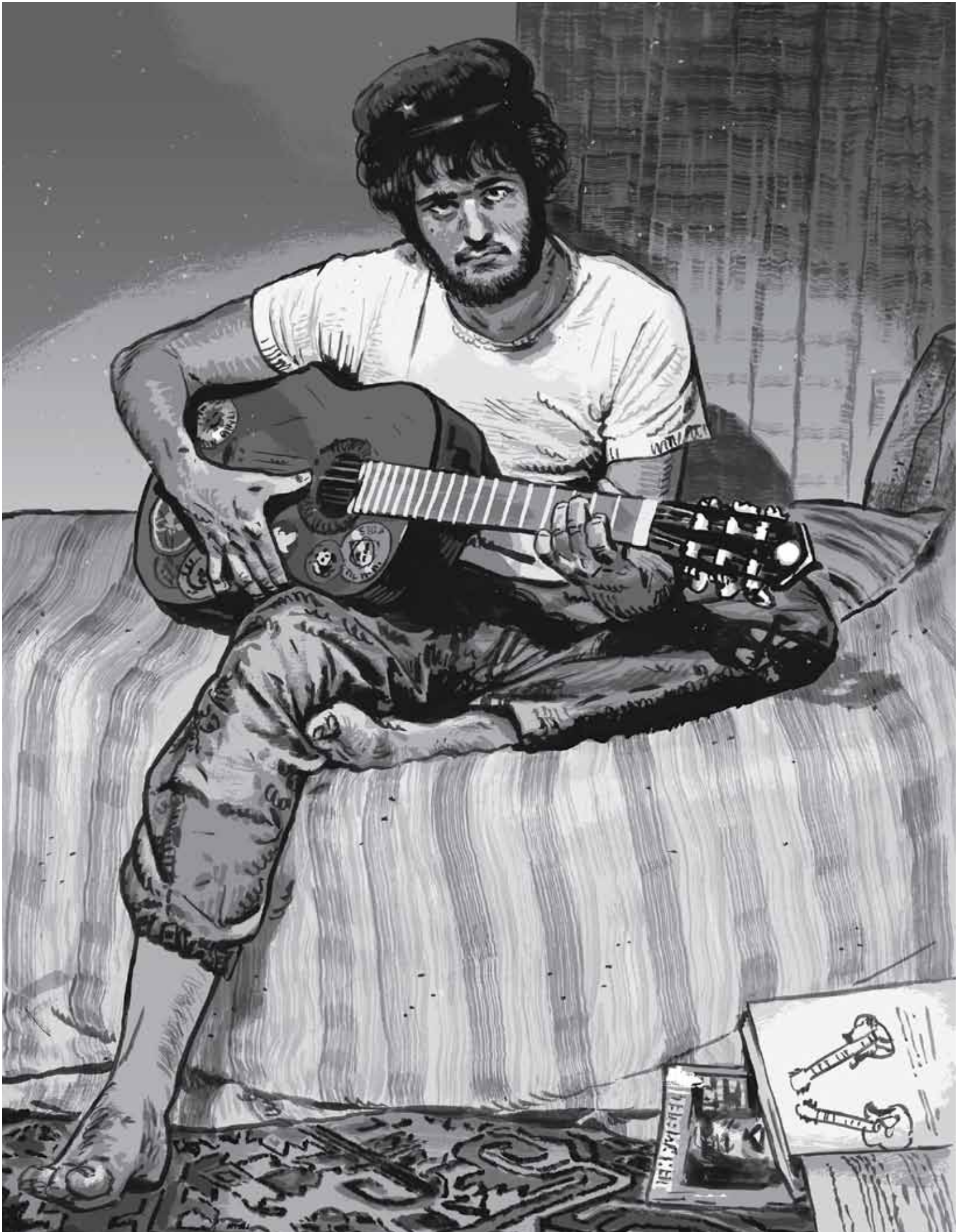
kurzem online ist. Betrieben wird sie von vier Konsumentenschutzorganisationen. Das Portal soll Transparenz herstellen und zeigen, wie viel man für gleiche Produkte in der Schweiz mehr bezahlt als im grenznahen Ausland. Denn bei den meisten Preisvergleichen auf der Website kommen inländische Detaillisten wie Migros und Coop flach heraus.

Preisbarometer.ch wird aber nicht von den Konsumentenschutzorganisationen alleine finanziert. Auch der Bund zahlt mit. Über das Eidgenössische Büro für Konsumentenfragen BFK fliessen den Konsumentenschützern in den nächsten beiden Jahren je 50 000 Franken für den Betrieb der Website zu – insgesamt also 100 000 Franken.

Preisvergleiche sind in einer Marktwirtschaft durchaus zu begrüssen. Sie schaffen Transparenz. Wenn immer mehr Schweizer im Ausland einkaufen, erhöht sich der Druck auf die hiesigen Anbieter, ihre Preise nach unten anzugleichen. Allerdings ist es fraglich, ob es eine staatliche Aufgabe sein soll, solche Preisvergleiche zu finanzieren.

Beim BFK heisst es, der Beitrag an Preisbarometer.ch sei Teil der Massnahmen, welche Bundesrat und Parlament letztes Jahr beschlossen haben, um die Auswirkungen der Frankenstärke zu bekämpfen. Dazu zählten auch Massnahmen, die zeigten, ob Währungsvorteile an die Konsumenten weitergegeben würden.

Konkret bedeutet die Finanzhilfe an Preisbarometer.ch aber, dass der Bund gegen die Interessen des inländischen Gewerbes handelt. Im letzten März bekundete Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf noch Verständnis für das Gewerbe. «Der Bundesrat ist sich bewusst, dass der Einkaufstourismus aufgrund der Frankenstärke zugenommen hat, was insbesondere in den Grenzregionen zu äusserst schwierigen Rahmenbedingungen führt», sagte sie im Nationalrat. Mit der Subventionierung von Preisbarometer.ch scheint dieses Bewusstsein bereits wieder abhandengekommen zu sein.



Scham

Als wir erkannten, dass wir das System für diabolischer gehalten hatten, als es in Wirklichkeit war, richtete sich unser Widerstand gegen uns selbst. Von Linus Reichlin und Benjamin Güdel (Illustration)

Im Jahr 1968 stand ich auf dem Schulhof und rief: «Ho, Ho, Ho Chi Minh!» Ich rief es, weil es ein paar der älteren Schüler gerufen hatten und mir der Rhythmus gefiel: Er hatte etwas Wildes, es war, als würde man mit den Fäusten an eine Tür hämmern. Immer mehr Schüler fielen in den Chor ein, der Rhythmus wurde kristallklar und hart, die Vögel flatterten aus der Linde auf. Ich hatte keine Ahnung, was ich da rief, aber ich fühlte mich ausserordentlich gut, auch weil ich begriff, dass der Chor gegen die Lehrer gerichtet war.

Zwei Jahre später, im katholischen Internat, riss der Mathematik-Lehrer (wer sonst!) das Bild «Why?» vom Anschlagbrett im Klassenzimmer. Es zeigte einen Vietcong, der, von einem Schuss getroffen, mit ausgebreiteten Armen im Begriff war zu stürzen. Ich hatte das Bild ans Brett gepinnt, um gegen den Vietnamkrieg zu demonstrieren. Die Hintergründe dieses Krieges waren mir unbekannt, ebenso die Ziele des Vietcong, aber Aufruhr braucht keinen Anlass. Ich war in Aufruhr, gegen die Lehrer, gegen meine Eltern, und da sie offensichtlich auf der Seite der Amerikaner standen, verbündete ich mich mit den Nordvietnamesen. Ich liess mir die Haare wachsen und malte mit Filzstift das Peace-Zeichen auf meine Jeans, um mich optisch von den *Papiertigern* zu unterscheiden und überhaupt von allen, die gegen die *Kommunisten* waren. Je mehr ich mich aber optisch von diesen Leuten unterschied, desto ablehnender verhielten sie sich mir gegenüber. Bäcker Unternährer, der mich seit frühester Kindheit mit Nussgipfeln versorgt hatte, verbot mir seinen Laden, und Frau Sauter, die Filialeiterin des Usego, die ich früher sehr gemocht hatte, untersuchte jetzt meine Umhängetasche nach gestohlenen Sugus-Bonbons. Es war schmerzhaft, aber so war die Welt: Alle ausser mir und Bob Dylan waren Spiesser und Faschisten. Ich begann das Städtchen, in dem ich aufgewachsen war, als *Feindesland* zu empfinden – einzig die fernen Vietnamesen und Bob Dylan schienen mich zu verstehen. Und Mao Zedong, dessen «Kleines Rotes Büchlein» mich in meiner Auffassung bestärkte, dass ich im eigenen Land von Feinden umgeben war, deren Herrschaft gebrochen werden musste. Mit anderen Worten: Ich dachte in Kategorien des Bürgerkriegs.

Dieses Bürgerkriegs-Gefühl ist charakteristisch für viele meiner Generation. In unserer Jugend äusserte es sich in Wut, aber als wir äl-

ter wurden, verwandelte sich die Wut zunehmend in Scham. Die Wut war unkomplizierter. Mit zwanzig warfen wir Steine auf die Polizisten, die das Kernkraftwerk Gösgen bewachten, und nach der Demonstration hielten wir in sogenannten *Vollversammlungen* Tribunale ab, in denen wir mit Abweichlern in den eigenen Reihen abrechneten.

Die Fronten war angenehm starr und klar. Selbst bei dichtem Nebel konnte man die Feinde anhand äusserer Merkmale gut von den Kampfgenossen unterscheiden. Die Feinde trugen Uniform und/oder kurzgeschorene Haare und Flanellhosen mit Bügelfalten. Sie waren im Allgemeinen dicker als wir, leider oft auch muskulöser, was uns zum Einsatz von Fernwaffen zwang, Steinschleudern, faulen Eiern, Pflastersteinen. Die eigenen Leute, die Kampfgefährten, erkannten wir an den langen Haaren und dem Cannabis-Duft, später an den Arbeitermützen und der Bierflasche in der Hand. Eine einfache, überschaubare Welt, deren Ende kam, als wir nach Studium und Berufslehre gezwungen waren, uns beim Klassenfeind um einen Job zu bewerben. Mit zusammengebissenen Zähnen unterschrieben wir lukrative Arbeitsverträge. Einen Tageslohn spendeten wir für Nicaragua, zuerst einen Tageslohn pro Monat, dann einen Tageslohn pro Jahr, und schliesslich legten wir das Geld für unsere Steuern zurück. *Mea maxima culpa*: Wir waren jetzt Steuerzahler, uns drehte sich das Herz im Leib um, wenn wir daran dachten, dass ein Teil unseres Geldes in die Bewaffnung der Polizei und in Kampfjets investiert wurde. Aber andererseits blieb noch ein ziemlich grosser Rest für uns selbst übrig, und damit reisten wir nach Kuba und in die DDR und hielten den Leuten dort Vorträge darüber, wie glücklich sie sich schätzen konnten, in einem sozialistischen Staat zu leben.

Mit unseren Arbeitskollegen in der Firma hatten wir Waffenstillstand geschlossen. Sie hörten Schlagermusik und lasen, wenn überhaupt, Kosalik – in unsere Verachtung für sie mischte sich Mitleid und später sogar Sympathie, denn im Grunde waren viele von ihnen erstaunlich nett. Nun geschah etwas Merkwürdiges: Je mehr wir nolens volens erkannten, dass wir das System für diabolischer gehalten hatten, als es in Wirklichkeit war, desto mehr richtete sich unser Widerstand gegen uns selbst. Das war der Moment, in dem Wut zur Scham wurde. Wir schämten uns dafür, dass uns die Wut

abhandengekommen war und wir unserer Freundin einen Heiratsantrag machten, obwohl wir Heirat früher für eine Teufelei des Feindes gehalten hatten. Wir schämten uns dafür, dass wir nach einer Erbschaft uns im Büro eines Vermögensverwalters wiederfanden, dem die faschistische Fahne vom Hals runterhing, die Krawatte! «Aber wir wollen keine Aktien», riefen wir, «nur Obligationen! Und keine Obligationen von Banken oder der Rüstungsindustrie!» In dieser Phase unseres Lebens begannen wir die Alufolie von Schokoladepackungen zur Sammelstelle zu bringen. Wir führten den Bürgerkrieg jetzt gegen uns selbst, wir bestrafte uns durch vegetarische Ernährung, den Verzicht auf Coca-Cola, im Winter drehten wir die Heizung auf 1 runter, *kein Blut für Öl!* Wir lasen Bücher über das Waldsterben, später über die Klimaveränderung, wir benutzten das Auto nur noch, um an Weihnachten die Mutter vom Bahnhof abzuholen, und tranken – die grösste aller Strafen – Bio-Wein. Bio war das *ego te absolvo a peccatis tuis*.

Die Welt ist schlecht, und wir sind es auch. In tiefer Scham gehen wir abends zu Bett, unsere Sünden überdenkend. Haben wir nicht heute einen Familienurlaub nach Korfu gebucht, wissend, dass dabei Kerosin verbraucht werden wird? Haben wir nicht geschwiegen, als wir sahen, dass unser Sohn das Computerspiel «*Vietcong 2*» spielt? Noch dazu auf der Seite der Amerikaner!? Wir ahnen, dass wir uns von diesen Sünden auch nicht durch den exzessiven Kauf von Bio-Produkten und die Spendengelder an Greenpeace freikaufen können. Wenn wir in den Nachrichten sehen, wie Islamisten eine amerikanische Botschaft stürmen, atmen wir insgeheim auf: Es gibt also doch noch Leute, die ihren Idealen treu geblieben sind. Da aber zu diesen Idealen auch die Unterdrückung der Frau und die Todesstrafe für Homosexuelle gehören, fühlen wir uns manchmal wirklich sehr allein auf dieser Welt. Man könnte auch sagen: Wir sind verloren.

Serie

Der Schweizer Autor **Linus Reichlin** schreibt für die *Weltwoche* in loser Folge über «Grundbegriffe des Lebens» wie Ehre, Treue, Liebe et cetera. Reichlin wurde für seine Reportagen, Kolumnen und Bücher mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet. Zuletzt erschien von ihm der Roman «Er» bei Galiani. Reichlin, Jahrgang 1957, lebt in Berlin.



«Ob dann die Berner und Bündner BDPler ihre Abneigung gegenüber der «katholischen» CVP überwinden, sei dahingestellt.» *Hans Popp*



Welchen Namen? CVP-Delegiertenversammlung mit alt Bundesräten Cotti, Deiss und Koller.

Ansatz mit Potenzial

Nr. 44 – «Erinnerungen an eine untergehende Partei»; Peter Bodenmann über die CVP

Der Autor schreibt – gewohnt spritzig – Gescheites und weniger Gescheites über die CVP; stark geprägt durch seine persönlichen Erlebnisse im engen Hochtal seiner Herkunft. Wo er aber recht hat, ist dort, wo er der heutigen CVP-Führung empfiehlt: «Stattdessen müsste sie der BDP die Pistole auf die Brust setzen: Entweder gibt es eine Fusion, oder Widmer-Schlumpf wird als Bundesrätin nicht mehr gewählt.» Bravo! Ob dann allerdings die Berner und Bündner BDPler ihre Abneigung gegenüber der «katholischen» CVP überwinden, sei dahingestellt. Zu wünschen wäre es. Dann hätten wir zwar noch nicht die grosse überkonfessionelle CDU, wie das die Leitung der Berner CVP schon vor dreissig Jahren vorschlug (Fusion CVP mit BGB/SVP), aber es wäre ein guter Ansatz dazu – und zwar einer mit Potenzial zum Wachsen. Welchen Namen man dieser neuen Zentrumsparterie dann gibt, ist sekundär. *Hans Popp, Liebefeld/Köniz*

Lieber in der Stadt

Nr. 44 – «Per Segelschiff durch die Galaxis»; Interview mit Astrophysiker Ben Moore

Mit dem Segelschiff zur Arbeit? Solange unsere Städte nicht überflutet werden, ist es sicher wirtschaftlicher und kostengünstiger, ein (neues) Forschungszentrum in der Stadum-

gebung zu bauen als in den Schweizer Alpen. Die dazugehörigen Sachzwänge und Umweltbelastungen wären für die Alpenlandschaft viel zu gravierend! *Patrick Dörner, Menznau*

Unterhaltsame Schnitzelbänke

Nr. 44 – «Me kennt sich . . .»; Roger Thiriet über das links-grüne Basel

Zwar trifft es zu, dass sich die links-grün dominierte Basler Regierung bestens mit der Pharmaindustrie arrangiert hat, leider aber ebenso mit illegalen Hausbesetzern, Schlägern und Vergewaltigern. Auf die erschreckende Zunahme der Kriminalität, die als Thema im Wahlkampf eine wichtige Rolle spielte, geht der Autor mit keiner Silbe ein. Auch der in Salamischeibchen anvisierte links-grüne Traum vom autofreien Basel, obwohl von den Baslern vor längerer Zeit an der Urne wuchtig verworfen, hat die Gemüter anscheinend kaum bewegt. Viel wichtiger scheint es zu sein, dass ein Politikandidat unterhaltsame Schnitzelbänke dichten kann und mit dem lokalen Fussballklub bestens verbunden ist. So ist es nicht verwunderlich, dass grössere Veränderungen ausgeblieben sind. Die neu-alte Regierung wird das zweifellos als Freipass interpretieren, in alter Weise weiterzuwursteln. Kein Wunder, ist Basel als Wirtschaftsstandort nur mässig attraktiv. Der Wegzug von SBB Cargo mit 500 Arbeitsplätzen nach Olten ist nur ein Beispiel dafür. Traum weiter, Basel! *Edy Gerber, Basel*

Patienten-Auktion

Nr. 44 – «Wenn Ärzte sparen müssen»; Kommentar von Alex Reichmuth

Eine Arztpraxis ist keine Schraubenfabrik. Deshalb wird das im Think-Tank ausgebrütete Auktionsmodell sicher neue Probleme schaffen, ohne die bestehenden wirklich zu lösen. Zu einem tieferen Tarif kann ich z. B. mehr Patienten «durchschleusen», was die Kosten andernorts ansteigen lässt; auf dem Land kann ich mir eine hochpreisige Konzession erteilen lassen und meine Erreichbarkeit auf Bürozeiten einschränken – beides ist weder im Interesse der Patienten noch der Kostenträger. Zudem werden in diesem Modell durch Investoren und Versicherer fremdfinanzierte Praxen bevorteilt, wo die Ärzte gefälligst nach betriebswirtschaftlichen Vorgaben arbeiten und den Mund halten sollen – wollen wir das wirklich? *Severin Lüscher, Schöffland*

Da lese ich in der letzten *Weltwoche*, dass einige brillante Köpfe ein Auktionsmodell für Praxisbewilligungen ersonnen haben. Und schon scheint endlich Sparpotenzial im ambulanten Gesundheitsbereich greifbar. Man könnte diese Idee aber noch weiterentwickeln: Wie wäre es gar mit einer Patienten-Auktion?

Das ginge in etwa so: Der Arzt bestellt sämtliche 25 Patienten des Tages um acht Uhr morgens in die Praxis und lässt sie im Wartezimmer (so sie dann einen Sitz ergattern können) Platz nehmen. Zuerst nehme man die am wenigsten krank wirkenden in das Sprechzimmer. Danach kommen die erkennbar leidenden an die Reihe. Die wirklich schwerer erkrankten letzten, sagen wir mal fünf Patienten (in Analogie zu den zwanzig Prozent Tarifiereduktion für die Praxiszulassungs-Schnäppchenjäger) vertröstet man auf einen anderen Tag. Sie sind nämlich aufwendig, teuer und unökonomisch.

Das mögliche Einsparungspotenzial müsste den Gesundheitsökonom Tränen der Freude entlocken. Fiktion? Hoffentlich! Auktionen sind etwas für Spielernaturen auf der Suche nach einem schnellen Schnäppchen. Ein solches Modell ist definitiv nicht geeignet für ernsthafte und verantwortungsvolle Akteure im Gesundheitswesen. Aber es gibt offenbar Opinion-Leader, welche ein qualitativ hochstehendes Gesundheitswesen am liebsten verzocken würden. «Avenir Suisse» und «Aurevoir, Suisse» tönt ja auch fast gleich! *Dr. med. D. Lehmann, Thun*

Zäune im Kopf

Nr. 44 – «Courage light»; Kolumne von Henryk M. Broder

Herzlichen Dank für Ihre Rüge! Ein Dankeschön aber auch an die *Weltwoche*, dass sie Ihre

Rüge gedruckt hat. Ich hege allerdings die Hoffnung, dass die *Weltwoche* Ihren vorgängigen Artikel nicht gelöscht hätte, wenn es sich beim WDR um eine schweizerische Institution gehandelt hätte. Ansonsten aber treffen Sie ins Schwarze. Wir SchweizerInnen (sic!) sind ein Volk von Kriechern geworden. Wir zittern vor der Heiligkeit der unsäglichen Schreibweise «SchweizerInnen». Wir zittern vor der Heiligkeit der Uno. Wir zittern vor der Heiligkeit der Frauen und des Islam. Ja wir zittern sogar vor der Unantastbarkeit der Inkassofirma unseres öffentlich-rechtlichen Fernsehens und Radios, Billag genannt. Nur dass die Billag sich nicht mit Eisenzäunen zu schützen braucht; denn freie Schweizer/-innen haben die Zäune im Kopf. *Willy Stucky, Pfäffikon ZH*

Die Natur macht keine Unterschiede

Nr. 44 – «Sandy»; Kolumne von Beatrice Schlag

Ein Menschenleben sollte unabhängig von Nationalität und Geschlecht überall gleich wertvoll sein. Dieser Grundsatz ist auf unserem Globus natürlich überhaupt nicht gegeben. Auch die hiesige Berichterstattung über den Hurrikan «Sandy» belegt diese Ungleichheit. Während über den Notstand in Haiti, die massiven Zerstörungen in Kuba und auch auf den Bahamas informiert wird, steht die ebenfalls stark in Mitleidenschaft gezogene US-Ostküste im Fokus der medialen Berichterstattung. Es liegt mir fern, das Leid und die Zerstörung vergleichen und relativieren zu wollen. Die Natur macht keine Unterschiede zwischen Industrienationen und Drittwellstaaten. Daneben sind wir, unabhängig von unserer nationalen Identität, einfach nur klein. Während Industrienationen jedoch auf ein funktionierendes Hilfe- und Notmassnahmen-Netz zurückgreifen können, sind Menschen in Drittwellstaaten wie Haiti meistens sich selber überlassen. «Menschen sterben erst, wenn sie vergessen werden.» Ein schönes Zitat für eine meist traurige Situation. Vergessen wir auch nicht, dass wir als Menschen trotz verschiedener Nationalitäten denselben Ursprung haben. *Pascal Merz, Sursee*

Milliardenausfälle

Nr. 44 – «UBS-Merz bei SRG-Aeschbacher»; Kolumne von Peter Bodenmann

Die Mindereinnahmen durch die «UstRefII» können mittel- und langfristig noch gar nicht beziffert werden. Sie hilft die hohe Steuerquote auf Dividenden von durchschnittlich fast 100% in den Jahren 1998 bis 2008 etwas auszugleichen. Ich weiss aus Gesprächen, dass diese hohe Steuerquote linken Politikern eine hohe Befriedigung verschafft. Wir dürfen nicht übersehen, dass die Linke noch nie ein missliebiges Abstimmungsresultat akzeptiert hat.

Grundsätzlich bleibt die volle Doppelbesteuerung bestehen. Von Milliardenausfällen müssen wir durch die Zerstörung des schweizerischen Finanzplatzes ausgehen. Kompensieren soll offenbar der schweizerische Werkplatz durch die Rückgängigmachung der Reform. Ein Reicher hat in der westlichen Hemisphäre schon lange nichts mehr zu lachen. Wenn der Autor schon Merz angreift, so sollte man sich erinnern, dass die Immobilienkrise, die Finanzkrise und die europäische Schuldenkrise auf von der linken Politik vorangetriebenem Betrug am Gläubiger beruhen. Die US- und EU-Banken mussten in diesem Spiel mitmachen, während Marcel Ospel, möglicherweise aus politischen Motiven, ein freiwilliger Teilnehmer war. *Hans Baiker, Horn*

Weshalb keine Drohnen?

Nr. 43 – «Lufthoheit und Heckenschützen»; Peter Regli über einen neuen Kampfjet

In diesem Artikel stelle ich Unstimmigkeiten fest: Zum Beispiel wird suggeriert, dass für die Luftraumüberwachung und die Identifikation einfliegender Objekte ausschliesslich bemannte Flugzeuge eingesetzt werden müssten. Für die «beste Armee der Welt» (VBS-Chef Ueli Maurer) wären doch Drohnen (unbemannte Flugzeuge) bestens geeignet. Kampfpiloten wären ausschliesslich für die Bedienung dieser Geräte auszubilden. Wirtschaftlich hätte dies nur Vorteile (z. T. eigene Produkte entwickeln etc.), und der Tourismus wäre weniger geplagt vom Kampfflugzeug-Lärm. Ich frage mich, wo hier das vorausschauende Denken der Kampfflugzeug-Befürworter bleibt. *H. Ulrich, Wil*

Korrigenda

Im Artikel «Maurer macht den Ogi» (Nr. 44/12) schrieben wir, dass die Kandidatur für die Olympischen Winterspiele Davos/St. Moritz 30 Millionen Franken kosten würde. Tatsächlich handelt es sich dabei nur um den Beitrag des Bundes. Insgesamt würde eine Kandidatur 60 Millionen Franken kosten. *Die Redaktion*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man auf einem Friedhof seinen Mittagslunch einnehmen?

Ariane Senn

Mittagslunch dürfen Sie ohnehin nie einnehmen. Sie nehmen entweder das Mittagessen oder den Lunch ein. Denn mit einem Mittagslunch verletzen Sie die Gefühle der Menschen, die an Sprache glauben. Das ist aber nicht weiter schlimm, zumal Sie den Pleonasmus ja selbst auf dem Rücken haben. Doch wenn Sie auf einem Friedhof Ihr Mittagessen oder Ihren Lunch einnehmen, dann verletzen Sie die Gefühle der Menschen, die jemandes in Ruhe und Frieden gedenken möchten. Persönlich ist mir zum Beispiel Religion völlig schnurz. Aber ich weiss, wie es schmerzt und einen fast zerreisst, wenn man einen geliebten Menschen verliert. Und so hat es wohl weniger mit Religion als mit Respekt zu tun, aber sein Mittagessen oder seinen Lunch da einzunehmen, wo Menschen um ihre Liebsten trauern, scheint mir nur eines: geschmacklos.

Dominique Feusi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



Wegweisende Schritte: UBS-Chef Ermotti und Präsident Weber.

Zurück in die Zukunft

Die UBS ebnet den Weg für eine tiefgreifende Veränderung des Schweizer Finanzplatzes. Die euphorisch begrüßte Rückbesinnung auf das Vermögensverwaltungsgeschäft birgt auch Risiken, keine Frage, aber viele Experten sehen für den Finanzplatz bereits heute eine «neue Blüte» voraus. *Von Florian Schwab*

Dienstag, 30. Oktober 2012. Es ist kurz nach 10 Uhr. UBS-Chef Sergio Ermotti und Finanzchef Tom Naratil erwarten die Presse im UBS-Konferenzgebäude an der Zürcher Nüscherstrasse. Noch bevor die beiden ihr Strategie-Update erläutern, beeinträchtigt die Antenne von Ermottis Mobiltelefon die Mikrofonanlage mit hässlichen Störgeräuschen. Kurz entschlossen wirft der CEO deutlich sicht- und hörbar sein Handy auf eine Ablage hinter sich und lächelt charmant in die gespannten Gesichter der Journalisten und in die Fernsehkameras: «Problem gelöst», scheint die nonchalante Geste auszusagen.

«Problem gelöst», so könnte man auch die Reaktionen von Finanzanalysten, Investoren und Medien zusammenfassen. Durchwegs erfreut nehmen sie zur Kenntnis, dass die UBS ihre Investmentbank massiv verkleinern möchte und sich wieder mehr auf die Vermö-

gensverwaltung konzentriert. Vorbei die Zeiten, in denen die im Private Banking angeworbenen Gelder fast zum Nulltarif in das bankeigene Investmentbanking-Casino geleitet wurden, und vorbei die Zeiten, in denen die UBS die global führende Investmentbank werden wollte. Die UBS, so die Botschaft, will nach ihrer Rettung durch die Schweizerische Nationalbank (SNB) im Jahr 2008 wieder eine grundsolide, bodenständige, ein Stück weit langweilige Vermögensverwalterin werden.

Es hat den Anschein, als sei dem UBS-Führungsduo mit dem geschmeidigen Tessiner Ermotti als Bankdirektor und dem deutschen Axel Weber, einem ehemaligen Universitätsprofessor, als Verwaltungsratspräsidenten ein Befreiungsschlag gelungen. Präsident Weber genießt als ehemaliger Chef der Deutschen Bundesbank einen beträchtlichen Vertrauensvorschuss. Weber sei zwar im Vieraugenge-

spräch «eine Herausforderung», oft dominant und etwas unwirsch, sagt ein mit ihm bekannter deutscher Journalist, aber er habe seinerzeit bei der Bundesbank «den Laden im Griff» gehabt.

Königsweg für die Industrie?

Bereits wird die UBS-Strategie als Königsweg für die ganze Industrie gepriesen. Das wirft folgende Kernfrage auf, an der sich der Erfolg der neuen UBS-Strategie ebenso entscheiden wird wie jener des ganzen Finanzplatzes: Führt die Rückbesinnung auf das Vermögensverwaltungsgeschäft zu altem Selbstbewusstsein und zu alter Stärke zurück?

Für die UBS hat der Finanzmarkt seine Antwort auf die Frage bereits gegeben: Die Aktien schossen vergangene Woche um 19 Prozent in die Höhe, was dazu führte, dass das Verhältnis des Börsenwerts zum Bilanzwert der Bank

erstmals seit Jahren wieder ausgeglichen war. Das bedeutet, dass die Investoren einen Franken UBS-Bilanz auch mit einem Franken bewerten. Davon können Konkurrenten nur träumen: Ein Franken Substanzwert kostet bei der Credit Suisse nur 83 Rappen Aktienwert. Eine Bilanzeneinheit bei der Deutschen Bank und bei Citigroup ist den Aktionären sogar nur 0,63 Geldeinheiten wert. Daran sieht man, dass die Investoren die Aktiven als weniger wert oder die Passiven als erdrückender einschätzen als die Bank selbst.

«Zurück zur Kernkompetenz», dem Vermögensverwaltungsgeschäft: So lässt sich die Strategie der UBS zusammenfassen. Auch im Investmentbanking will man nur noch die Bereiche aufrechterhalten, die einen Kundennutzen stiften. Auf diesen Weg habe sich die UBS bereits einmal begeben, nämlich nach dem Abgang des Führungsteams Ospel/Wuffli, erklärt ein hochrangiger UBS-Kader. Allerdings sei man damals deutlich weniger entschlossen als heute vorgegangen. Unter Konzernchef Oswald Grübel habe das Investmentbanking dann kurzfristig wieder an Bedeutung gewonnen (siehe Grafik rechts).

Die *Weltwoche* hat mit hochrangigen aktiven und ehemaligen Spitzenbankern gesprochen. Die Schritte gingen «in die richtige Richtung», sagt ein ehemaliger Verwaltungsratspräsident einer Grossbank. Als «logisch, nachvollziehbar und richtig» bezeichnet ein früheres Konzernleitungsmitglied die UBS-Strategie und gerät auch über den Finanzplatz als Ganzes ins Schwärmen: Als «Land der Ehrlichen» stehe der Schweiz und ihrem Finanzplatz eine «neue Blüte» bevor. Tatsächlich kann man auch in einer Welt ohne Bankgeheimnis optimistische Argumente finden, weshalb die Schweiz für wohlhabende Personen auch in Zukunft die attraktivste Anlaufstelle bleiben kann: Die strengen Schweizer Eigenkapitalvorschriften der *too big to fail*-Vorlage sind kein Problem für Ermotti. Sie könnten sogar ein Wettbewerbsvorteil werden, da eine hohe Eigenkapitalquote den wichtigsten Wert im Bankgeschäft akzentuiert, die Sicherheit. Aus Schweizer Sicht kann man – wie dies Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) zu Recht tat – erleichtert vermerken, dass durch die neue Strategie die Risiken heruntergefahren werden und die UBS somit weniger systemrelevant wird.

Weiter profitiert der Finanzplatz von der politischen Neutralität des Landes. Das Kapital, ein «scheues Reh», wie Karl Marx treffend bemerkte, sucht Sicherheit. Die USA würden durch ihre harschen Vorschriften Investoren vertreiben, so ein Branchenkenner. Singapur und London stünden den USA geopolitisch zu nahe, was etwa für Kunden aus dem Nahen Osten abschreckend sei. Es bestehe eine natürliche Nachfrage für einen Anbieter zwischen den Fronten. Ausserdem, betont ein langjähri-

ger, erfolgreicher Finanzunternehmer, würde der Wegfall des Schwarzgeldgeschäfts einen Kreativitätsschub und mehr Produktivität in die Branche bringen.

Schub an Optimismus

Robert Vogler, früherer Chefhistoriker der UBS, erwähnt auch die starke Währung als wichtiges Pfund, mit dem die Schweizer Bankiers wuchern können. So habe das britische Pfund seit 1950 mehr als 90 Prozent seines Wertes gegenüber dem Schweizer Franken eingebüsst, der US-Dollar rund einen Fünftel. Auch in der aktuellen Euro-Krise bleibe der Franken attraktiv. Durch die Inflation verliert der Euro derzeit pro Jahr mehr als zwei Prozent an Wert, während die Kaufkraft des Frankens dank einer milden Deflation sogar zunimmt. Solange man nicht von einer rassistigen Erholung des Euro ausgeht, ist der Franken eine gute Wahl.

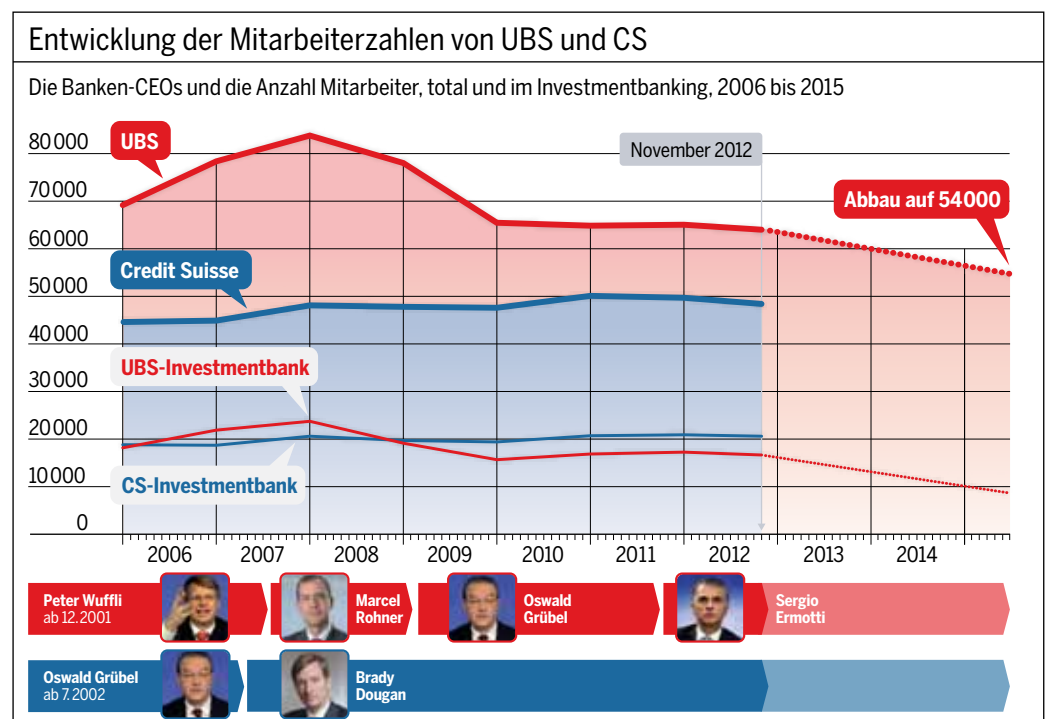
Der Schweizer Finanzplatz profitiert von qualifiziertem, in hoher Zahl vorhandenem Personal. Die technische Infrastruktur ist führend. «Jede Bank weiss am Abend, wo sie steht», bestätigt ein Fachmann. Überweisungen werden schnurstracks ausgeführt, wohingegen auch in entwickelten ausländischen Staaten ein paar Tage verstreichen können.

Die Rechtssicherheit bleibt weiter ein wichtiges Argument für den Schweizer Finanzplatz. Die ganzen innenpolitischen Querelen um Bankgeheimnis, Abgeltungssteuern, Weissgeldstrategie würden im Ausland weniger drastisch wahrgenommen als im Inland, vermutet Historiker Vogler. «Noch ist dieser Vorteil also intakt.» Da Investoren dazu neigen, ihre Gelder auf verschiedene Währungen und Rechtssysteme zu verteilen, wird für die

Schweiz auch in Zukunft ein erklecklicher Teil übrigbleiben. Noch hat sie bei den «Assets under Management», also den total im Land verwalteten Vermögen, die Nase vorn. Zwar ist der Wert ausländischer Vermögen bei Schweizer Banken laut Bankiervereinigung zwischen Ende 2007 und Juli 2012 von mehr als 3100 Milliarden auf 2700 Milliarden Franken gesunken, doch liegt dies grösstenteils an den eingebrochenen Börsenkursen. Nach Geldabflüssen in den Jahren 2008 bis 2010 kommen seither netto Gelder dazu – wie die Unternehmensberatung Accenture in einem Bericht schreibt –, vor allem aus Asien und Lateinamerika. Genaue Statistiken für den ganzen Finanzsektor gibt es allerdings nicht.

So weit die optimistischen Stimmen. Sie haben gute Argumente. Allerdings wäre es verfehlt, die erwähnte «neue Blüte» des Finanzplatzes als sichere Prognose aufzufassen. «Problem gelöst», das traf für Sergio Ermottis stark strahlendes Handy zu. Für den Finanzplatz Schweiz bleiben grosse Fragezeichen.

Da ist zunächst die UBS. Ihre mutige Strategie muss erst noch umgesetzt werden. Dabei gibt es Klippen zu bewältigen: Wie genau muss die Konzernzentrale im Grossraum Zürich restrukturiert werden, die bislang Backoffice-Funktionen ebenso für das Vermögensverwaltungsgeschäft mit 2,5 Millionen Kunden wahrgenommen hat wie für das Investmentbanking mit (angeblich) nur etwas über 5000 Kunden? Wie stellt man sicher, dass die besten Leute auch der abgespeckten UBS-Investmentbank die Treue halten? Immerhin sind die von Ermotti für sämtliche Unternehmenssparten genannten Renditeziele auch für die Investmentbank ehrgeizig. Kaum eine Investmentbank hat in den letzten Jahren eine



Konzentration auf die Vermögensverwaltung: Schweizer Grossbanken im Vergleich.

«Wir demontieren uns selbst»

Der Bankier Thomas Matter (SVP) will den Schutz der finanziellen Privatsphäre in der Verfassung verankern. Was bringt das?

Mal ehrlich: Achten Sie beim Ausfüllen der Steuererklärung immer darauf, wie weit Sie Steuern hinterziehen können, ohne den Schutz des Bankkunden-geheimnisses zu verlieren?

Selbstverständlich nicht, aber darum geht es auch nicht. Das Schweizer Steuersystem hat sich bewährt – warum also sollen wir es ändern? Die Schweiz ist eine der steuerehrlichsten Nationen der Welt.

Eben: Für die meisten Leute hat die strafrechtliche Unterscheidung von Steuerhinterziehung und -betrug jede Bedeutung verloren. Warum wollen Sie sie in der Verfassung festschreiben?

Unser Steuersystem ist Ausdruck eines einmaligen Vertrauensverhältnisses zwischen Staat und Bürger und deshalb besonders schützenswert. Wenn die Steuerbehörden einen Verdacht haben, nehmen sie mit dem Steuerpflichtigen Kontakt auf, machen womöglich eine Untersuchung und kommen üblicherweise an die nötigen Informationen. Eine solche Steueruntersuchung ist mit Sicherheit nichts Angenehmes, und die Bussen können sehr saftig ausfallen. Wäre es Ihnen wirklich lieber, dass Ihre Bank in einem Verdachtsfall gleich Ihre ganzen Daten herausgibt und Sie in ein Strafverfahren verwickelt werden?

Gegenüber Ausländern wurde doch aber die Unterscheidung bereits ausser Kraft gesetzt. Betreiben Sie Symbolpolitik?

Gesetze werden ständig geändert. Daher wollen wir den Schutz der Privatsphäre, insbesondere auch in finanziellen Belangen, für in der Schweiz ansässige Personen in der Verfassung festschreiben. Sollte unser System künftig auf einem grundlegenden Misstrauen gegenüber dem Bürger basieren, wird der Staat auch Misstrauen ernten, davon bin ich überzeugt.

Sie befürchten, Steuerzahler könnten zu leicht kriminalisiert werden. Dieses Problem wäre doch leicht zu lösen, wenn Bagatelldelikte von schwerer Hinterziehung unterschieden würden.

Wer garantiert uns, dass in zehn Jahren ein Bagatellfall nicht plötzlich als schwere Steuerhinterziehung taxiert wird? Es besteht die Gefahr der Willkür. Schauen Sie sich nur die Entwicklung der letzten vier Jahre an: 2008 war das Bankgeheimnis



«Grundwerte»: Bankier Matter.

noch nicht verhandelbar. Bereits ein Jahr später wurde die Unterscheidung zwischen Steuerbetrug und Steuerhinterziehung für Ausländer aufgehoben, wobei betont wurde, dass ein Zugriff auf Daten nur in ganz konkreten Verdachtsfällen mit Angabe des Kundennamens, der Bank und der Kontonummer möglich sei. Und nur kurze Zeit später liess man dann sogar Gruppenanfragen zu, was faktisch einer «fishing expedition» entspricht. Ähnlich kann es im Inland passieren, wenn wir jetzt nicht einen Riegel schieben.

Einige der von uns befragten Bankiers sagen, Matter sei auf Nostalgiekurs.

Das sind die gleichen, die noch vor vier Jahren sagten, dass das Bankgeheimnis nicht verhandelbar sei ... Es geht nicht darum, Steuersünder zu schützen, sondern wir sollten Grundwerte nicht ohne Not über Bord werfen. Was man heute preisgibt, ist für immer verloren.

Erklären Sie in einfachen Worten, was es dem Schweizer bringt, wenn wir an der heutigen Regelung festhalten.

Unbestritten besteht weltweit die Tendenz, unter irgendwelchen Deckmäntelchen in die Privatsphäre einzugreifen – die Sündenliste ist lang. Der Schutz auch der finanziellen Privatsphäre ist wichtig. Die Schweiz hat

sich traditionell immer für die Bewahrung von möglichst viel persönlicher Freiheit eingesetzt. Dieses System wird von den Bürgern belohnt.

Wenn einer ganz bedeutende Vermögens- oder Einkommensteile gegenüber dem Fiskus verschweigt, begeht er doch heute schon eine Art Betrug.

Wer Steuern hinterzieht und dabei Dokumente fälscht, begeht Steuerbetrug und wird strafrechtlich verfolgt. Wenn jemand steuerrelevante Fakten dem Fiskus unterschlägt, wird er nachbesteuert und massiv gebüsst.

Was erwidern Sie einem kantonalen Finanzdirektor, der sich jetzt gegenüber ausländischen Steuerbehörden diskriminiert sieht?

Das Argument ist scheinheilig und wird vor allem von Fiskalisten und Etatisten verwendet. Erinnern wir uns: Als wir gegenüber dem Ausland klein beigaben, wurde beteuert, dass in der Schweiz selbstverständlich das bewährte Steuersystem erhalten bleibt. Und heute präsentiert man uns den Umkehrschluss: Weil das Bankgeheimnis gegenüber Ausländern aufgehoben wurde, müsse dies nun auch für in der Schweiz ansässige Bürger gelten.

Spricht aus Ihrem Vorstoss die Sorge, dass der Finanzplatz ohne Bankgeheimnis eine schlechtere Zukunft hat als mit?

Unser Vorstoss geht über die Frage des Finanzplatzes hinaus und betrifft das grundsätzliche Verhältnis zwischen Bürger und Staat. Aber selbstverständlich hat der schweizerische Finanzplatz ohne Schutz der Privatsphäre eine schlechtere Zukunft als mit, da ein wichtiges, schützenswertes Gut den Kunden nicht mehr geboten wird. Steuerhinterziehung soll und wird trotzdem verfolgt werden.

Wie wird unser Finanzplatz in fünf Jahren dastehen?

Wenn das Bankgeheimnis auch im Inland fällt, unser Steuersystem nach ausländischen Massstäben neu definiert beziehungsweise gestaltet wird, wir die von der Finanzministerin geplante Weissgeldstrategie umsetzen und die inländische Steuerbehörde nach dem Vorbild des automatischen Informationsaustausches freien Zugang zu allen Bankdaten erhält, sehe ich schwarz. Die ausländischen Finanzzentren würden applaudieren.

Thomas Matter, Jahrgang 1966, ist Unternehmer und Verwaltungsratspräsident der Neuen Helvetischen Bank in Zürich und SVP-Politiker.

Die Fragen stellte Roger Köppel.

Eigenkapitalrendite von mindestens 15 Prozent erzielt, wie sie der CEO seinen Aktionären für die Zeit nach 2015 versprochen hat. Ob dies in den übriggebliebenen Segmenten der UBS-Investmentbank möglich ist, wird sich zeigen. Das britische Magazin *Economist*, ein Zentralorgan der Hochfinanz, meldet Bedenken an.

Im Vermögensverwaltungsgeschäft, wo die UBS mit gut 1,5 Billionen US-Dollar Assets unter Management als zweitgrösster Vermögensverwalter nach der Bank of America aus einer Position der Stärke heraus agiert, scheint das Renditeziel hingegen realistisch zu sein. Hier erwirtschaftet die UBS derzeit eine Bruttomarge von 0,89 Prozent auf das verwaltete Vermögen. Experten trauen der UBS damit eine Eigenkapitalrendite von rund 30 Prozent zu. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Margen seit Ausbruch der Finanzkrise am Sinken sind.

Weitere Fusionen

Stefan Heitmann, CEO und Mitbegründer des Finanzberaters Mymoneypark, der mehr als zehn Jahre lang für McKinsey als Berater in der Finanzindustrie tätig war, ist sich sicher, dass der Trend anhält. Das habe auch damit zu tun, dass gemäss einem Bundesgerichtsentscheid vom vergangenen Freitag Kickbacks und Retrozessionen in Zukunft an die Bankkunden weitergegeben werden müssen. «Dadurch gehen die Margen weiter herunter», prognostiziert er. Beat Bernet, Banken-Professor an der Universität St. Gallen, rechnet mittelfristig damit, dass die Bruttomargen im Schweizer Private Banking auf 0,4 bis 0,6 Prozent zurückgehen werden – halb so viel wie heute. Es werde zu weiteren Fusionen und Übernahmen kommen, und die Kosten müssen auch im Private Banking gesenkt werden.

Heitmann kritisiert, dass der Schweizer Finanzplatz in allen Bereichen in der Defensive sei. Letztlich sei es die Finanzmarktaufsicht (Finma), welche mit den hohen Eigenkapitalvorschriften die UBS zu ihrer Strategiemkehr gezwungen habe – eine Tatsache, die man auch Ermottis Worten entnehmen konnte, der die neue Strategie mit der Entwicklung der Märkte und dem regulatorischen Umfeld begründete. Die strengen Eigenkapitalvorschriften haben die Schliessung des ehemals hochprofitablen Zinsgeschäfts bei der UBS-Investmentbank ausgelöst. Der regulatorische Eifer bleibt aber nicht darauf beschränkt, sondern verordnet den Banken zudem eine Weissgeldstrategie. Wenn die Schweiz, um das Stigma als Steueroase loszuwerden, in der Regulierung übersteuert, vertreibt dies die Kunden.

So geistert die Idee des automatischen Informationsaustauschs mit ausländischen Regierungen ebenso herum wie die «SelbstdeklARATION»: Nach Plänen des Finanzdepartements zur Weissgeldstrategie soll jede Bank verpflichtet werden, vom Kunden eine Versiche-



Erleichtert: Bundesrätin Widmer-Schlumpf.



Regulierungseifer: Finma-Chef Raafflaub.

rung einzuholen, dass sein Geld ordentlich versteuert ist. «Jeder Kunde ein potenzieller Krimineller» ist das Leitmotiv dieser Idee.

Hinter vorgehaltener Hand schimpfen alle Banker auf die Finma, die sich in der Rolle des strengen Branchen-Wachhunds gefällt und dabei die Interessen des Landes und seines Finanzplatzes aus den Augen verliert. «In anderen Ländern ist das Verhältnis zwischen Regulator und Banken viel harmonischer», sagt ein ehemaliger Bankenchef. Wie um die These zu bestätigen, bemühte sich die Chefin der deutschen Finanzaufsicht Bafin am Dienstag, Sorgen um die *too big to fail*-Problematik im Zusammenhang mit der Deutschen Bank zu zerstreuen. In der Schweiz hingegen betonte Finma-Chef Patrick Raafflaub, dass es nicht seine Aufgabe sei, die Wettbewerbsfähigkeit des Schweizer Finanzplatzes sicherzustellen.

Daniel Zuberbühler, früher Vizedirektor bei der Finma und heute bei der Unternehmensberatung KPMG tätig, warnt in einem Fachbeitrag davor, den Banken zu viel Kontrollfunktionen aufzubürden. «Es zeichnet sich ab, dass gegenüber Konkurrenzfinanzplätzen ein übertriebener Swiss Finish angestrebt wird», schrieb er Ende Mai. Ein Berufskollege Zuberbühlers erklärt, wo genau die Fehlentwicklung liegt: Es sei unpraktikabel, die Banken

für die Steuerehrlichkeit ihrer Kunden in Haftung zu nehmen. Niemand gehe so weit.

Obwohl die entsprechenden Pläne im Entwurf des Finanzdepartements noch vage waren und es somit unklar war, was es in der Praxis bedeuten würde, war der Aufschrei in der Finanzindustrie laut. Der Bundesrat verwies Widmer-Schlumpfs Weissgeldstrategie dann auch zunächst zurück an die Verfasserin.

Auf dieselbe Art und Weise, wie die UBS mit ihrer Schlankheitskur den Anforderungen der Finma entgegenarbeitet, läuft der Bundesrat mit seiner Finanzplatzstrategie ausländischen Forderungen hinterher. Obwohl sich fast alle einig sind, dass das Bankkundengeheimnis nicht der einzige und auch nicht der wichtigste Faktor für den Erfolg des Schweizer Finanzplatzes war, könnte die liebdienerische Art und Weise seiner Aushöhlung zum Problem werden. «Die Schweiz hat zuerst die amerikanischen Kunden verraten und verkauft und dann die Deutschen», sagt ein pensionierter Top-Banker.

«Andere können das auch»

In Zeiten, wo die Unsicherheit gross ist (Finanz- und Euro-Krise), mögen die übrigen Vorteile des Finanzplatzes die Kunden trotzdem überzeugen. Eine Garantie, dass der Vertrauensbruch vergeben und vergessen bleibt, gibt es allerdings nicht. Zumal, wenn in asiatischen Finanzzentren zwar die OECD-Standards dem Buchstaben nach umgesetzt werden, aber genau darauf geachtet wird, eine Balance zwischen der Privatsphäre der Kunden und dem neuen Informationsanspruch fremder Regierungen zu finden. Das ist auch in der Schweiz die grösste Herausforderung. Beat Bernet ist zuversichtlich, dass der Finanzplatz gestärkt aus den Turbulenzen hervorgehen kann, allerdings nur, wenn sich die Beteiligten «auf eine klare Finanzplatzstrategie einigen». Er vermutet, dass die Schweiz im Geschäft mit besonders vermögenden Privatkunden «zunehmend substituierbar» werde, vor allem durch Singapur und Hongkong.

Brancheninsider Heitmann zweifelt an der Innovationskraft des Schweizer Finanzplatzes. «Mittelfristig können andere Länder das auch, was wir können», sagt er. Die Herausforderung bestehe darin, aus dem «grossen Talentpool» mehr Innovation im Sinne des Kunden zu generieren. Er selbst hat kürzlich den Finanzdienstleister Mymoneypark für Anlage- und Hypothekarberatung gegründet. «Unser Geschäftsmodell ist sicher nicht der Königsweg für die ganze Branche, aber die Finanzindustrie muss sich auf die Kundenbedürfnisse zurückbesinnen.»

Damit Sergio Ermotti seine Geldgeber wie geplant ab 2015 mit schönen Renditen erfreuen kann, muss noch viel Arbeit geleistet werden. Innerhalb der UBS und vor allem in der Schweizer Finanzmarktpolitik. ○

Weniger sei mehr

Mit einer Volksinitiative wollen vornehmlich links-grüne Kreise die Bevölkerungszahl «stabilisieren» oder gar verringern – in der Schweiz und weltweit. Das Anliegen bricht Tabus der Umweltschützer-Szene und bewegt eine kunterbunte Anhängerschaft. *Von Philipp Gut*



«Wir haben ein Tabu gebrochen»: Ecopop-Initianten.

Sieben Milliarden. Sieben Millionen. Für den Verein Ecopop ist das genug, mehr als genug. Die Umweltschutzorganisation hat vergangene Woche mit über 120 000 beglaubigten Unterschriften ihre Volksinitiative eingereicht («Stopp der Überbevölkerung»). Das Ziel ist so raumgreifend wie ambitioniert: Die Initianten wollen das Bevölkerungswachstum eindämmen – in der Schweiz mit ihren sieben Millionen Menschen und weltweit (sieben Milliarden). Begründet wird das Anliegen mit der «Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen».

In die Bundesverfassung solle ein Artikel zur «Bevölkerungszahl» aufgenommen werden, fordern die Initianten. «Die ständige Wohnbevölkerung in der Schweiz darf infolge Zuwanderung im dreijährigen Durchschnitt nicht um mehr als 0,2 Prozent pro Jahr wachsen», heisst es im Initiativtext. Gleichzeitig will der Verein, der sich als «ökologisch-global»

bezeichnet, auch zu einem verminderten Wachstum der Weltbevölkerung beitragen. Dazu müsse der Bund «mindestens zehn Prozent» der Entwicklungshilfe «zur Förderung der freiwilligen Familienplanung» einsetzen. Das wären gegen 300 Millionen Franken jährlich.

Bruderkrieg im links-grünen Lager

Weniger Ausländer, die in die Schweiz kommen – und weniger Ausländer, die im Ausland geboren werden: Solche Forderungen sind für viele im links-grünen Lager eine Zumutung und lösen Widerstände aus. Die Genfer SP-Nationalrätin Maria Roth-Bernasconi warf Ecopop vor, der Verein postuliere Euthanasie, also die Tötung «lebensunwerten» Lebens, wie sie im Dritten Reich praktiziert wurde. Auch der Fraktionschef der Grünen, der ebenfalls aus Genf stammende Antonio Hodgers, rückte Ecopop in die Nähe des Nationalsozialismus.

Gegen beide Politiker hat der Verein Strafanzeige bei der Genfer Staatsanwaltschaft erstattet. Die Verfahren sind hängig.

«Wir haben ein Tabu gebrochen», begründet Ecopop-Präsident André Welti die harschen Reaktionen. Es sind Anfeindungen aus dem eigenen Milieu. Die Ecopop-Exponenten gehören der Umweltbewegung an, mehrere sind Mitglied der Grünen Partei. Präsident Welti war jahrelang Geschäftsführer der Zürcher Sektion von Pro Natura, wo er noch heute als Sachbearbeiter tätig ist. Daneben amtiert der parteilose Umweltschützer als Gemeinderat in der Zürichseegemeinde Kilchberg.

Mit der Forderung, die Zuwanderung zu senken, sorgt Ecopop für Irritationen. Immer wieder wird der Verein mit Rechtsausser-Positionen in Verbindung gebracht. Das sei bloss ein «Problem der Wahrnehmung, nicht von Ecopop», sagt Präsident Welti. Wie ein Mantra

beteuern die Initianten, dass sie mit ausländerfeindlichen Strömungen nichts am Hut hätten. «Die Ecopop distanziert sich klar von fremdenfeindlichen und rassistischen Ansichten», heisst es im Zweckartikel der Vereinsstatuten.

Beifall von rechtsausen

«Das Thema Ausländer interessiert uns nicht», sagt Welti. Es gehe einzig und allein darum, wie viele Leute in der Schweiz lebten – ob Einheimische oder Fremde, spiele keine Rolle. Die Zahl sei entscheidend, nicht die Herkunft.

Trotzdem erhält Ecopop Sukkurs vom rechten Rand des Spektrums. Die Schweizer Demokraten (SD) unterstützen die Initiative «aktiv», wie deren Vorstand im August beschlossen hat. Die «ökologisch orientierte Stossrichtung» des Anliegens sei «dringend vonnöten», so die SD.

Der Applaus von rechtsausen ist kein Zufall. «Überbevölkerung» und «Umweltschutz» zählen zu den Kernthemen der Schweizer Demokraten. Auch in der Geschichte gibt es Überschneidungen – die Extreme berühren sich. Zu den Gründungsmitgliedern von Ecopop, die damals noch Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Bevölkerungsfragen hiess, gehörte 1971 Valentin Oehen, der spätere Chef der Nationalen Aktion für Volk und Heimat (NA). Bis 1979 amtierte Oehen als Vizepräsident der Ecopop-Vorgängerin. «Hört auf, die Erde zu morden!», lautete einer seiner populären grünen Slogans.

Was die heutigen Umweltschützer irritiert, ist historisch weniger erstaunlich: Die Umweltbewegung hat sich erst in den letzten Jahrzehnten zu so etwas wie einem linken Monopol entwickelt. Die Nationale Aktion war ebenso ökologisch ausgerichtet wie später Oehens Neugründung einer «Ökologisch-Freiheitlichen Partei» oder die Schweizer Demokraten.

Die Ecopop war von Anfang an ein kunterbuntes Gebilde. In ihr vereinigten sich drei Strömungen: grün angehauchte Überfremdungsgegner wie Oehen, Warner vor dem angeblich zu grossen «ökologischen Fussabdruck» der Menschheit sowie Abtreibungsbefürworterinnen und Feministinnen wie die Berner Frauenrechtlerin und SP-Politikerin Anne-Marie Rey («Die Erzengelmacherin»).

Die Organisation entstand in einem Klima, in dem die Furcht vor einer «Überbevölkerung» dramatische Prognosen hervorrief. Der amerikanische Biologe Paul Ehrlich erklärte die Erde angesichts der wachsenden Bevölkerung zu einem «sterbenden Planeten». In seinem 1968 erschienen Buch «Die Bevölkerungsbombe» sagte er unmittelbar bevorstehende Hungersnöte gigantischen Ausmasses voraus. «Hundert Millionen Menschen» würden sterben, so Ehrlich. Der deutsche Umweltpolitiker Herbert Gruhl schrieb in seinem Bestseller «Ein Planet wird geplündert» (1975): «Viele von denen, die die schwerste Krise der Mensch-

heit zu bestehen haben werden, befinden sich als Kinder und Jugendliche schon mitten unter uns.» Der berühmte Club of Rome mahnte «die Grenzen des Wachstums» an. Und der renommierte World Wide Fund for Nature (WWF) dräute: «Noch können wir entscheiden, ob wir den Ausgleich durch eine freiwillige Senkung der Geburtenrate erreichen oder ob wir zuwarten wollen, bis die Natur durch eine gewaltsame Erhöhung der Todesrate dafür sorgen wird.»

Auch wenn sich die Untergangsszenarien von damals nicht bewahrheitet haben – Ecopop bewegt sich exakt und zustimmend in dieser Tradition. Stützt sich der Verein also auf veraltete und überholte Grundlagen?

Präsident Welti wehrt ab. Die Ecopop-Anliegen seien aktueller denn je. Innerhalb der Öko-Bewegung decke Ecopop eine «Nische» ab, die sonst niemand bewirtschaftete. Die anderen Organisationen konzentrierten sich auf den

«Es würde mich erstaunen, wenn wir gewinnen würden», sagt Ecopop-Präsident Welti.

Ressourcenverbrauch des Einzelnen und auf mögliche Einsparungen durch den Fortschritt der Technik. Ecopop hingegen bringe eine dritte Komponente ein: die Anzahl der Menschen (beziehungsweise der Konsumenten).

«Begnüge dich mit zwei Kindern», forderte der WWF in einer Broschüre im Ecopop-Gründungsjahr 1971. Für Alec Gagneux, «selbständiger Aktivist für nachhaltige Entwicklung» und Mitglied des Ecopop-Initiativkomitees, ist die Forderung nach Mässigung im Zeugen und Gebären nach wie vor dringend zu beherzigen (wie er in einem Aufsatz mit dem Titel «Gehet hin und vermehret euch» ausführte). Gagneux ist kinderlos.

Seine Kolleginnen und Kollegen sind weniger konsequent. Andi Thommen, landwirtschaftlicher Berater am Forschungsinstitut für biologischen Landbau, hat drei Kinder, Benno Büeler, Finanzchef einer «kleinen liechtensteinischen Lebensversicherung», deren zwei, der Chemiker Patrick Felder eines, Hans Jörg Leisi, emeritierter Professor für Experimentalphysik an der ETH Zürich, und die Unternehmerin Marianne Manzanell ebenfalls je zwei, Dieter Steiner, emeritierter Geografieprofessor und «Humanökologe» an der ETH, drei, Erwachsenenbildnerin Sabine Wirth gar vier und Vermögensverwalter Thomas Zollinger, Mitglied der SVP, drei. Damit liegt die Kinderproduktion des Initiativkomitees klar über der aktuellen Geburtenrate (2,2 gegen 1,5).

Offenbar gilt die Einschränkung in erster Linie für die andern. «Nicht geborene Kinder können nicht verhungern!» Diese profunde Weisheit gibt Unternehmerin und FDP-Lokalpolitikerin Manzanell (zwei Kinder) zum Bes-

ten. «Entwicklungshilfe, die das Problem der Bevölkerungsexplosion in einigen der ärmsten Ländern dieser Erde nicht ernsthaft angeht, ist für mich unverständlich», schreibt Sabine Wirth.

Ecopop-Vorstandsmitglied und Conférencier Markus Zimmermann fordert in einem Essay («Tragfähigkeit der Erde») ein strengeres Geburtenregime auch in der Schweiz. Die Reproduktionsziffer müsse «so lange tief gehalten werden, bis die Nachhaltigkeit erreicht ist». Zimmermann, der seinen Grundsatz «Öko-Balance löst alle Umweltprobleme» gern in Gedichten verbreitet («Wenn Wachstumskurs wir beibehalten, / Kann 's Glück die Treu uns nicht mehr halten») rechnet vor: «Je nachdem, wie stark die Umweltbelastung pro Kopf reduziert werden kann, sind für eine nachhaltige Schweiz 1 Million bis 5 Millionen Einwohner möglich.»

Das wäre nicht bloss eine «Stabilisierung», wie sie Ecopop offiziell fordert, sondern eine drastische Verminderung der Einwohnerzahl. Gleichzeitig, so das Szenario Zimmermanns, der in Kastanienbaum bei Luzern in prächtiger Lage in einer Villa über dem Vierwaldstättersee residiert, müsse die Wirtschaft «natürlich im Gleichschritt mit der Abnahme der Bevölkerung schrumpfen». Ist es Ecopop ernst mit solchen Forderungen? Oder sind das die Ansichten eines übereifrigen Aussenseiters? Der Chef wiegelt ab. «Das sind Zahlenspiele, kein politisches Programm», sagt André Welti. Allerdings würde auch er ein «Nullwachstum» der Wirtschaft «begrüssen».

Offiziell unterstützt wird die Ecopop-Initiative durch eine illustre Runde aktiver und vor allem ehemaliger Professoren, darunter der angesehene St. Galler Ökonom Hans-Christoph Binswanger, der erwähnte ETH-Geograf Dieter Steiner oder der Zürcher Jurist Prof. Dr. Manfred Rehbinder.

Der intellektuelle Überbau steht. Aber hat das Anliegen an der Urne eine Chance? «Es würde mich erstaunen, wenn wir gewinnen würden», sagt Ecopop-Präsident Welti. Die gesamte Wirtschaft werde gegen sie sein. Der Politologe Claude Longchamp meinte, die Organisation sei zu klein und zu schwach, um die Abstimmung zu gewinnen. Bleibt die Möglichkeit von Allianzen. Welti schliesst solche nicht aus, auch nicht mit der SVP. Die Volkspartei reagierte bisher eher kühl. Prominente Mitglieder wollten im Initiativkomitee nicht mitmachen. «Wir haben in einem Punkt das gleiche Anliegen; nämlich die Beschränkung der Zuwanderung», sagt Silvia Bär vom SVP-Generalsekretariat. Doch Hunderte Millionen Franken für die Verhütung ins Ausland zu schicken, das komme nicht in Frage. Und auch für Ecopop-Präsident Welti ist eine Zusammenarbeit mit der Rechten nur denkbar, «wenn auch die linke Alternative Liste mitmacht». Sage jetzt keiner, es gebe zu viele Politiker in der Schweiz. ○



Ungeschminkte Ansichten: nigerianische Polizisten zu Besuch in Zürich.



«Zeichen»: Bundesrätin Sommaruga mit nigerianischem Aussenminister.*



«Keine substantziellen Verbesserungen gebracht»: SVP-Nationalrat Brand.

Um Rücknahme wird gebeten

Damit Asylbewerber vermehrt in ihre Heimat zurückkehren, hat die Schweiz mit Ländern wie Nigeria oder Tunesien eine «Migrationspartnerschaft» abgeschlossen. Der Erfolg der Abkommen bleibt zweifelhaft, die Zahl der neuen Gesuche nimmt weiter zu. *Von Andreas Kunz*

Der nigerianische Polizist kann es kaum fassen: «Wenn ich Drogendealer wäre, würde ich die Schweiz als Paradies betrachten», sagt Benneth Uche. Die Gefängnisse hier seien «wie ein gutes Hotel». Sein Kollege Kabiru Ibrahim sagt: «Das Gesetz in der Schweiz ist so schwach, dass jeder Drogendealer hierherkommen möchte.»

Die Verwunderung stand den beiden nigerianischen Ordnungshütern ins Gesicht geschrieben, als sie am letzten Freitag in der Nachrichtensendung «10 vor 10» von ihren Erfahrungen bei der Zürcher Stadtpolizei berichteten. Zwei Monate lang hatten sie dabei zugesehen, wie ihre Schweizer Kollegen versuchten, das von nigerianischen Asylbewerbern kontrollierte Drogenmilieu in den Griff zu bekommen. Sie staunten, dass die Stadtpolizisten nicht verdeckt ermitteln dürfen, und sie waren überrascht, «wie wenig Respekt die Dealer vor ihnen haben». Austausch-Polizist

Benneth Uche bilanziert: «Die Verhältnisse dürfen nicht so sein wie bei euch.»

«Innenpolitisches Zeichen»

Bei solch klaren Aussagen könnte man das Austauschprogramm zwischen Nigeria und der Schweiz schon fast als Erfolg verbuchen. Doch die «Migrationspartnerschaft» zwischen den beiden Ländern besteht nicht nur aus Besuchen nigerianischer Polizisten in der Schweiz. Der Bund unterstützt das Land an der Westküste Afrikas mit Geld und Hilfsprogrammen bei der Ausbildung seiner Behörden und Fachkräfte, während sich Nigeria dazu verpflichtete, bei der Rückschaffung abgewiesener Asylbewerber zu kooperieren.

Als das Abkommen im Februar 2011 unterzeichnet worden war, wurde es als Erfolg gefeiert. «Damit will ich innenpolitisch ein Zeichen setzen, dass Migration auch Chancen

bietet», sagte die zuständige Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP).

Es war nicht das erste Mal, dass die Schweiz versuchte, eine festgefahrene Situation im Asylwesen mit einer «Migrationspartnerschaft» zu lösen. Ähnliche Abkommen bestehen mit Ländern wie dem Kosovo, Serbien, Bosnien, Guinea – und seit diesem Sommer auch mit Tunesien. «Wenn die Herkunftsstaaten der Asylanten ihre Bürger nicht zurücknehmen wollen, müssen wir ihnen Anreize bieten und im Land investieren», lautet die Devise. Eigens wurden Broschüren gedruckt, in denen den Asylanten – farbenfroh und mit vielen Bildern – bei einer Rückkehr Marketingausbildungen, Finanzschulungen oder medizinische Hilfe versprochen wurden. Die Hoffnung war gross, dass Wirtschaftsflüchtlinge und kriminelle Asylanten endlich in ihre Heimat zurückkehren würden.

Das Abkommen mit Nigeria erscheint auf den ersten Blick durchaus als Erfolg: Gemäss Bundesamt für Migration (BfM) sind seit Februar letzten Jahres 509 Nigerianer per Linienflug in ihre Heimat zurückgekehrt. Davon wurde 220 Personen eine Rückkehrhilfe von 6000 Franken bewilligt, damit sie sich in Nigeria eine neue Existenz aufbauen können.

99 Personen konnten zwangsweise zurückgeschafft werden. «Die Bilanz ist positiv», sagt BfM-Sprecher Michael Glauser. «Heute reisen mehr abgewiesene Gesuchsteller nach Nigeria zurück.» Die Zahl der Asylbewerber, die freiwillig ausreisten, habe zugenommen und die Zahl derjenigen, bei denen eine Zwangsrückführung notwendig sei, habe abgenommen. «Dies ist auf die stark ausgebaute Kooperation der beiden Länder zurückzuführen», sagt Sprecher Glauser.

Die Zahlen sind ernüchternd

Auf den Migrationsstrom hat das Abkommen jedoch keinen positiven Einfluss. Die Zahl der Nigerianer, die sich im Asylprozess befinden, hat seit Anfang 2011 stetig zugenommen. Befanden sich vor der Unterzeichnung des Abkommens 626 Nigerianer in einem Asylverfahren, sind es heute 966. Der Verdacht liegt nahe, dass die Migrationspartnerschaft und die grosszügigen Rückkehrhilfen die Attraktivität der Schweiz sogar vergrössert haben.

2012 haben bis Ende September 2072 Nigerianer ein Asylgesuch gestellt. Im gleichen Zeitraum 2011 waren es lediglich 1273. Das ist ein Anstieg um 62 Prozent innerhalb eines einzigen Jahres. Nicht verändert hat sich die Anerkennungsquote: Sie beträgt bei Nigerianern weiterhin 0,1 Prozent. Was umgekehrt heisst: Bei 99,9 Prozent aller nigerianischen Gesuchsteller ist der aufwendige Asylprozess ein Leerlauf. Es handelt sich im besten Fall um Wirtschaftsflüchtlinge, im Normalfall jedoch um Drogendealer und -kuriere.

Ein wenig besser sieht die Bilanz für die Migrationspartnerschaft mit Tunesien aus: Seit das Abkommen Mitte Juli dieses Jahres unterzeichnet wurde, konnten bis Ende Oktober 139 Tunesier in ihre Heimat zurückgebracht werden – dank einer Rückkehrhilfe von bis zu 4000 Franken. 35 Personen wurden in diesen knapp vier Monaten zwangsweise nach Tunesien ausgeschafft. In den anderthalb Jahren zuvor waren es bloss 69 gewesen. Befanden sich Ende Juni noch 697 Tunesier im Asylprozess, waren es Ende September nur noch 539. Praktisch gleich geblieben ist allerdings die Zahl der neuen Gesuche. 2012 haben bisher 1696 Tunesier einen Asylantrag gestellt, im gleichen Zeitraum 2011 waren es 1695. Auch bei den Tunesiern liegt die Anerkennungsquote bei lediglich 0,2 Prozent.

Gemessen am bürokratischen und finanziellen Aufwand, der für die Abkommen unternommen werden musste, sind das ernüchternde Zahlen. Offen bleibt, ob die Rückkehrhilfen

Bei 99,9 Prozent aller nigerianischen Gesuchsteller ist der Asylprozess ein Leerlauf.

und die Investitionen im Herkunftsland der Asylananten nicht kontraproduktiv sind und die Einheimischen sogar dazu animieren, in die Schweiz zu kommen. Wie die Migrationsströme tatsächlich gelenkt werden, musste kürzlich Deutschland erfahren. Nachdem das Bundesverfassungsgericht Mitte Juli die Hilfe für Asylananten von 224 Euro pro Monat auf 336 Euro angehoben hatte, nahm die Zahl der neuen Gesuche drastisch zu.

In der Schweiz erwartet das BfM bis Ende Jahr 30 000 Asylgesuche, was einer neuerlichen Zunahme von über 30 Prozent gegenüber dem Vorjahr entspräche. Für Migrationsexperten wie den SVP-Nationalrat Heinz Brand haben

die Abkommen «keine substanziellen Verbesserungen gebracht». Statt in den Herkunftsländern der Asylbewerber als «Bittsteller» aufzutreten, könnte die Schweiz sich auf die Maxime des Völkerrechts berufen, wonach jedes Land seine Bürger zurücknehmen muss. «Um den Druck zu erhöhen, wären auch Visa-Restriktionen möglich oder eine Verweigerung der Landrechte von nigerianischen oder tunesischen Flugzeugen», sagt Brand. Es reiche nicht, wenn die Schweiz durch Investitionen in den Herkunftsstaaten hoffe, die Zahl der Asylbewerber einschränken zu können. «Zusätzliche Haftplätze würden kurzfristig mehr bringen», sagt Brand. Migranten wie Schlepperbanden würden zu spüren bekommen, dass die Schweiz kriminelle Ausländer nicht toleriere.

«Zu faul zum Arbeiten»

Die nigerianischen Polizisten, die Schweizer Gefängnisse als «gute Hotels» und die Drogenszene als «Paradies» betrachten, würden dem Bündner Nationalrat wohl zustimmen. Ohne falsche Rücksichtnahme schilderten sie ihre Eindrücke über den Umgang der Schweiz mit kriminellen Asylbewerbern. In St. Gallen, wo ebenfalls ein Nigerianer zu Gast war, sagte dieser gemäss einem Zeitungsbericht zu einem nigerianischen Drogendealer: «Kehre nach Hause zurück, hier hast du keine Perspektive. Du bist einfach zu faul zum Arbeiten. Mach eine Ausbildung, und tu etwas für dein Land.» Zu einem anderen meinte er: «Nigeria ist ein reiches Land. Mit dem Geld, das du den Schleppern gezahlt hast, hättest du besser ein kleines Geschäft eröffnet.»

Bundesrätin Sommaruga wollte mit dem Abkommen ein «innenpolitisches Zeichen» setzen. Das ist ihr gelungen. Wenn auch anders, als sie gedacht hatte: Mit ihren ungeschminkten Analysen halten die nigerianischen Polizisten dem Schweizer Asylwesen den Spiegel vor. ○

SOMMER 2012. UNSER RADAR HALF SICHERZUSTELLEN, DASS DIES DAS EINZIGE FEUERWERK ÜBER LONDON BLIEB.



Diesen Sommer waren alle Augen auf London gerichtet. Nur unser mobiles Radarüberwachungssystem «Giraffe» hielt am Himmel Ausschau nach allfälligen unerwünschten Besuchern.

Mit der Radarantenne, die an einem ausfahrbaren Mast befestigt ist (daher der Name), hat das System den Überblick über die Hausdächer und kann den umliegenden Luftraum in über 18 000 Meter Höhe absuchen sowie Flugobjekte bis in 100 Kilometer Entfernung erkennen.

Die intelligente Lösung von Saab war ein wichtiger Bestandteil des gesamten Sicherheitskonzepts.

Sie trug dazu bei, sicherzustellen, dass der Sommer 2012 in London aus den richtigen Gründen unvergesslich war.

Erfahren Sie mehr unter saabgroup.ch/smartprotection

Seit 1937 entwickelt Saab hochtechnologische und kosteneffiziente Lösungen für den Schutz in den Bereichen militärische Verteidigung und zivile Sicherheit. Heute finden Sie Beispiele des intelligenten Schutzes von Saab auf jedem Kontinent: in einer breiten Palette von zivilen und militärischen Anwendungen sowie der kommerziellen Luftfahrt.



SAAB 75 YEARS OF DEFENCE AND SECURITY

Prof. Dr. Dr. Krankenschwester

Die Controllerin stolpert über ihre Titelsucht, die «Waldau»-Chefin Regula Mader, die sich krankschreiben liess, über die falsche Professorin. Die unsägliche Geschichte in der Berner Psychiatrie-Klinik ist damit noch lange nicht zu Ende. *Von Urs Paul Engeler*



Elend ohne Ende: Berner Universitäre Psychiatrische Klinik «Waldau».

Bis vor wenigen Monaten waren die Berner Universitären Psychiatrischen Dienste – amtlich UPD, im Volksmund «Waldau» genannt – eine angesehene Institution. Seit die Juristin Regula Mader (SP) das renommierte Institut regiert, ist es zum Tollhaus verkommen. Das jüngste Opfer der irrlichternden Führung ist die Chefin selbst. Seit Montag ist die sonst so rabiate Frau «bis auf Weiteres krankgeschrieben», wie – nach einwöchiger Absenz – intern mitgeteilt wurde: «Regula Mader ist zurzeit gesundheitlich nicht mehr in der Lage, die Führungsverantwortung in den UPD zu tragen.»

Die Diskussion um die versuchte Entlassung des profiliertesten Professors, die gezielte Anstellung einer Titelschwinderin als Kaderfrau, anhaltende Kündigungen und die vergeblichen Versuche, dies alles zu vertuschen, haben womöglich einen raschen Abgang bewirkt.

Krank gemacht hat sie ausgerechnet eine Krankenschwester. Indira Lütolf-Junovic, 41, die Frau aus Ex-Jugoslawien, die sich mit der Titelserie «Prof. Dr. Dr. med.» schmückt, wurde von Mader zur obersten Chefin des Qualitätsmanagements und Controllings in die «Waldau» berufen, obwohl diese keine der Anforderungen der Ausschreibung (Führungserfahrung und Hochschulabschluss) erfüllte. Nicht einmal eine Qualifikation als Ärztin konnte die Dame nachweisen. In ihrem Curriculum behauptet die Schwindlerin, die sich zuvor als «Prof. h. c.» (angeblich verliehen in Bosnien) sowie als «assoziierte Professorin an der Uni Bern» (eine glatte Lüge) ausgegeben hatte, ihren Professorientitel mit einer 2009 an der britischen Universität Liverpool eingereichten Habilitation erlangt zu haben. Diese neuste Version generiert nicht nur Gelächter, sondern bringt Regula Mader und deren erge-

bene Mitstreiterinnen in der Herrschaftsetage in finale Bedrängnis.

Erstens kennt Grossbritannien die akademische Form einer Habilitationsschrift gar nicht, also kann die Scharlatanin auch keine solche eingereicht haben. Das hätten Mader – immerhin Chefin einer universitären Institution – und ihre Personalfrau wissen müssen. Sonst wären beide wegen Unfähigkeit zu entlassen.

Zweitens entpuppt sich die fiktive professorale Schrift («Outcome of elderly patients undergoing primary percutaneous coronary intervention for acute ST-elevation myocardial infarction») als Studie von sechs Seiten (inklusive Tabellen und Anhang), die zwei Jahre zuvor in Bern erarbeitet wurde und 2007 in einem medizinischen Journal erschienen ist. Das hätten Mader und ihre Personalfrau mit zwei, drei Mausklicks herausfinden können und müssen.

Drittens zeichnet Lütolf lediglich als Nummer vier von acht Co-Autoren. Hauptverfasser ist Professor Peter Wenaweser, Kardiologe am Inselspital Bern. Den hätte Maders *staff* per Telefon kontaktieren können und müssen.

Viertens wird die viertrangige Mitautorin Lütolf, die offenbar einige Zahlen beigesteuert hat, in der Studie als «RN» bezeichnet. RN bedeutet im Fachjargon «Registered Nurse». Die Scheinprofessorin war somit im Inselspital offiziell als «diplomierte Krankenschwester» angestellt. Vielleicht ist sie nicht einmal das. In ihrem fünfseitigen Lebenslauf, der von Titeln, Funktionen und Selbstlob überquillt, ist von Zahn- und Humanmedizin über Dolmetscherei, diplomatische Tätigkeit oder ökonomische Statistik bis zu Asylwesen fast alles zu finden, nur keine Ausbildung zur Nurse.

«Es gab Gerüchte»

Tatsächlich hat Krankenschwester Lütolf sich im Verlauf ihrer Jahre an der «Insel» sukzessive die Titel «Dr.», zuerst einfach, und später «Dr. Dr.» zugeschrieben. «Wir waren schon etwas erstaunt, wie rasch sie diese akademischen Lorbeeren erwerben konnte», erinnert sich ein «Insel»-Mitarbeiter: «Es gab Gerüchte.» Irgendwann müssen diese Mutmassungen sich zu handfesten Vorwürfen verdichtet haben. Auf jeden Fall verliess die vielfach Selbstdekoriertere, die sich schliesslich noch einen «Prof.» umhängte, im November 2011 ihre Stelle am Spital. Ob per Kündigung oder im gegenseitigen Einvernehmen, will weiterhin niemand kommentieren: «Datenschutz!»

Auf jeden Fall stand die falsche Professorin, die als ihre persönlichen Stärken «Exaktheit und Zuverlässigkeit» anpreist, ohne Stelle da, als Regula Mader Mitte Januar 2012 ausgerechnet sie «als bestqualifizierte Kandidatin», wie mitgeteilt wurde, gegen vier ernsthafte Mitbewerber auswählte. In den Gängen der «Waldau» geht die Rede von einem «Bezie-

bei der Frage, ob sie wegen der betrügerischen Verwendung des Titels «assoziierte Professorin an der Uni Bern» Strafanzeige erstatten werde. Bisher sei der Beweis nicht erbracht worden, dass dieser wirklich geltend gemacht worden sei, schreibt die Uni-Leitung – dies, obwohl die falsche Bezeichnung im offiziellen und genehmigten «Waldau»-Protokoll auf-

stichhaltige Argumente entlassen wollte. Bis jetzt hat der teilweise freigestellte Strik in allen Verfahrensschritten obsiegt. Bis Ende November will die Berner Regierung definitiv entscheiden. Die Universität, die eine Entlassung Striks bereits abgelehnt hat, stützt Strik dem Vernehmen nach weiter. Es steht noch mehr Ärger an für die kranke Regula Mader –



«Untragbare» Situation: Juristin Mader (SP).

Falsche Titel: Controllerin Lütolf-Junivic.

Interne Fronten: Regierungsrat Perrenoud (SP).

hungsdelikt». Lütolf-Junivic hatte eine Diplomarbeit von Maders Ehemann Philipp Weder betreut, der so in der «Waldau» vom Pfleger zum Controller aufsteigen konnte.

Die seit über einem Monat entlarvte Hochstaplerin sitzt seither «zu ihrem Schutz» zu Hause und bezieht weiterhin ihren staatlichen Lohn. Zu ihr gesellt sich nun ihre Schirmherrin Regula Mader, die den ganzen Titelschwindel aktiv mitgespielt und bis dato die ganz starke Frau markiert hat. Deren Situation sei sehr «belastend» und «untragbar» geworden, teilte der Rest der Geschäftsleitung am Montag den über tausend Mitarbeitern mit, so dass die Chefin «nicht mehr in der Lage» sei, ihre Aufgaben wahrzunehmen, «bis auf Weiteres».

Schaden für die Universität

Ihr Zustand könnte sich sogar noch verschlimmern. Zwar windet die Universität Bern sich

taucht (Weltwoche Nr. 44/12). Die Universität, die immer tiefer in die Geschichte sinkt und deren Reputation mit jeder neuen Enthüllung weiter ramponiert wird, erklärt immerhin, dass sie sich strafrechtliche Schritte vorbehalte. Allerdings, schiebt Generalsekretär und Chefjurist Christoph Pappa nach, handle es sich bei den UPD um eine «befreundete Organisation», mit der man eng zusammenarbeite: «Wir schiessen in dieser aufgeheizten Stimmung nicht einfach drauflos, wir geben den UPD Gelegenheit, sich zu erklären.» (Juristin Mader selbst sitzt in der medizinischen Fakultät.)

Zudem, sagt Pappa, müsse sich erst der «Hauptstaub» gelegt haben. Die erste Sorge der Hochschule gilt Professor Werner Strik, ärztlicher Direktor der «Waldau», den Mader – im Auftrag ihres Chefs, Gesundheitsdirektor Philippe Perrenoud (ebenfalls SP) – im Februar unter Umgehung der Reglemente und ohne

und für Regierungsrat Perrenoud, den nächsten Stein im Dominospiel.

Inzwischen hat die vom roten Duo Perrenoud/Mader inszenierte Intrige auch interne Fronten aufgerissen. Ganze Abteilungen seien ohne Chef, verlautet aus dem Innern der Klinik; die anhaltenden Kündigungen könnten nicht länger mit Neuanstellungen kompensiert werden. Es dauere nicht mehr lange, bis ein Notstand erreicht sei und die Betreuung der Patienten nicht mehr vollumfänglich garantiert werden könne, wird geklagt und dies prognostiziert: Werde Professor Strik nicht wieder als Direktor eingesetzt, sei eine eigentliche Kündigungswelle zu erwarten.

Solch düstere Prophezeiungen sind nicht einmal vonnöten, um das Elend der «Waldau» zu beurteilen. Die Situation der 162-jährigen Institution ist schon jetzt desolat, verkracht, beschädigt auf lange Frist – und international. O

THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES
FÜR JEDEN GESCHMACK DER RICHTIGE WEIN, DIREKT NACH HAUSE!

ARVI SA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 32 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch

BARON DE MAGANA –
BODEGAS MAGANA
2007

CHF 19.45
Ab 36 Flaschen
CHF 17.30

DIGNUS –
BODEGAS MAGANA
2007

CHF 14.05
Ab 36 Flaschen
CHF 12.95

TINTO CRIANZA –
PESQUERA 2009

CHF 20.50
Ab 36 Flaschen
CHF 19.45

RP = Robert Parker Points. Preis pro Flasche inkl. MwSt. /75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Transport nicht im Preis enthalten.

DIE BESTEN WEINE AUS SPANIEN!

<p>Aalto – Aalto 2010 CHF 34.55 Ab 36 Flaschen CHF 33.50</p> <p>PS – Aalto 2010 CHF 84.25 Ab 36 Flaschen CHF 82.10</p> <p>Hacienda Monasterio Cosecha – Hacienda Monasterio 2008 CHF 29.15 Ab 36 Flaschen CHF 28.10</p> <p>PSI – Dominio de Pingus 2010 CHF 36.70 Ab 36 Flaschen CHF 34.55</p>	<p>Alion – Vega Sicilia 2008 CHF 52.90 Ab 36 Flaschen CHF 51.85</p> <p>Unico – Vega Sicilia 2000 CHF 264.60 Ab 36 Flaschen CHF 253.80</p> <p>Mauro – Bodegas Mauro 2010 CHF 28.10 Ab 36 Flaschen CHF 27.–</p> <p>Terreus – Bodegas Mauro 2009 CHF 85.30 Ab 36 Flaschen CHF 82.10</p> <p>Prima – Bodegas Maurodos 2010 CHF 14.05 Ab 36 Flaschen CHF 12.95</p>	<p>San Roman – Bodegas Maurodos 2008 CHF 28.10 Ab 36 Flaschen CHF 25.90</p> <p>Pintia – Bodegas Pintia 2007 CHF 36.70 Ab 36 Flaschen CHF 35.65</p> <p>Dehesa Gago – Telmo Rodriguez 2011 CHF 11.90 Ab 36 Flaschen CHF 10.80</p> <p>Gago – Telmo Rodriguez 2009 CHF 18.35 Ab 36 Flaschen CHF 17.30</p> <p>Pago la Jara – Telmo Rodriguez 2008 CHF 39.95 Ab 36 Flaschen CHF 38.90</p>
<p>Numanthia – Numanthia 2006 CHF 45.35 Ab 36 Flaschen CHF 43.20</p> <p>Lacima – Dominio do Bibei 2008 CHF 32.40 Ab 36 Flaschen CHF 30.25</p> <p>Lalama – Dominio do Bibei 2008 CHF 17.30 Ab 36 Flaschen CHF 16.20</p> <p>Clos Mogador – Bodega Clos Mogador 2007 CHF 56.15 Ab 36 Flaschen CHF 52.90</p>		

Anklage: Nestbeschmutzer

Edzard Ernst ist als kompromissloser Kritiker der Alternativmedizin bekannt. In Zürich sollte der Forscher mithelfen, den Lehrstuhl für Naturheilkunde neu zu besetzen. Doch nun ist er unter Protest aus der Berufungskommission ausgetreten. Es ist nicht der erste Eklat in Ernsts Laufbahn. *Von Alex Reichmuth*



Streit mit Prinz Charles: Mediziner Ernst.

Der Ärger von Edzard Ernst ist gross. Er habe den Eindruck, sein Ruf sei in Zürich «auf das schändlichste missbraucht» worden, sagt der bekannte Kritiker der Komplementärmedizin. Es geht um die Neubesetzung des Lehrstuhls für Naturheilkunde am Zürcher Universitätsspital, der als einziger im deutschsprachigen Raum nicht von Interessengruppen finanziert ist. Ernst wurde in die Berufungskommission geholt, «damit er seine kritische Haltung einbringen kann», wie es die Universität Zürich ausdrückt. Das Auswahlverfahren läuft aber absolut nicht so, wie es nach Ansicht des gebürtigen Deutschen mit britischem Pass laufen müsste. Gute Aussichten, mit der Leitung des Instituts für Naturheilkunde betreut zu werden, hat nämlich Claudia Witt, heute an der Berliner Universitätsklinik Charité tätig. Sie ist unter den fünf Bewerbern, die sich vorstellen durften.

Witt gilt als Sympathisantin der Homöopathie und schrieb etwa in einer Arbeit von 2008, dass «die Frage nach der Überlegenheit homöopathischer Arzneimittel über Placebo noch nicht abschliessend geklärt ist». Wegen solcher Publikationen hält Edzard Ernst Claudia Witt «nicht für fähig, den Bereich der Komplementärmedizin kritisch zu beleuchten». Denn dass Homöopathie nicht besser als ein Placebo wirkt, ist wissenschaftlich längst be-

legt. Die Zulassung Witts zum Bewerbungsverfahren sei inakzeptabel. So äusserte sich der Arzt und Medizinforscher auch im Gespräch mit einem Journalisten. Ebenso kritisierte er öffentlich, dass Witt zuvor in der Strukturkommission sass, die über die Ausrichtung des Lehrstuhls für Naturheilkunde bestimmte – was mit ihrer jetzigen Bewerbung unvereinbar sei.

«Schlangenölverkäufer»

Die Kritik Ernsts gab Ärger. Er habe die Schweigepflicht als Mitglied der Berufungskommission verletzt, warf ihm die Universität Zürich vor und drängte ihn zum Rücktritt. Ernst ging – nicht ohne den Vorwurf, Internapreisgegeben zu haben, als «beleidigend» zu bezeichnen. Da er die Arbeit von Witt in seinen Publikationen schon vor seiner Verpflichtung für die Berufungskommission kritisiert habe, unterstehe diese Kritik nicht der Schweigepflicht, so Ernst. Auch dass die Deutsche über die Ausrichtung des Lehrstuhls mit entschieden habe, sei kein Geheimnis.

Edzard Ernst gilt als europaweit schärfster Kritiker alternativer Heilmethoden. Als er 1993 als Professor nach Exeter, Grossbritannien, berufen wurde, um an der dortigen Universität eine Abteilung für Komplementärmedizin aufzubauen, glaubten viele Anhänger von Globuli, Akupunkturnadeln und Aromatherapie noch,

dass nun endlich jemand die Nützlichkeit ihrer Methoden nachweise. Doch das Frohlocken verging ihnen schnell. Ernst setzte kompromisslos auf das wissenschaftliche Prinzip und widerlegte in über tausend Fachpublikationen die meisten Heilsversprechen abseits der Schulmedizin. Wegen seiner ätzenden Kommentare wurde er in der Alternativmedizinszene zum Feindbild. So bezeichnete er die Anhänger der Komplementärmedizin als «religiös überzeugt» und Prinz Charles als «Schlangenölverkäufer». Der britische Thronfolger, ein flammender Befürworter der Homöopathie, hatte eine Firma gegründet, die Artischockentropfen zur Entgiftung des Körpers anpreist.

Der Eklat in Zürich ist nicht der erste in Ernsts Laufbahn. Er gleicht dem vor einigen Jahren in Grossbritannien. 2005 trat Edzard Ernst unter Protest aus der Kommission aus, die einen Bericht des Nationalen Gesundheitsdienstes zur Alternativmedizin begutachtete. Der Bericht kam zum Schluss, dass mit alternativen Methoden Geld gespart werden könnte, und propagierte beispielsweise Homöopathie zur Behandlung von Asthmakranken. «Skandalös und voller Fehler», lautete Ernsts Fazit zum Bericht. Prinz Charles, der den Bericht in Auftrag gegeben hatte, strengte ein Disziplinarverfahren gegen Ernst an. Dieses endete aber, ohne dass dem streitbaren Professor Indiskretionen nachgewiesen werden konnten. Laut Ernst versuchte die Universität Exeter dennoch, seiner Abteilung den Geldhahn zuzudrehen. Nur mit der Zusicherung, 2011 in den vorzeitigen Ruhestand zu gehen, habe er deren Schliessung verhindern können.

Ernst ist schon immer damit aufgefallen, geradlinig das zu vertreten, was er für richtig hält – auch wenn er deswegen als Nestbeschmutzer gilt. Als er vor seinem Wechsel nach Exeter an der Universität Wien lehrte, schockierte er mit einem Artikel über die Nazi-Vergangenheit der dortigen medizinischen Fakultät. «Unrecht geht mir auf die Nerven», sagt Ernst dazu.

Auch in Zürich macht Ernst Unrecht geltend. Er habe der Universität lediglich als Feigenblatt gedient, um dem Berufungsverfahren einen seriösen Anstrich zu geben. Mit seinem aufsehenerregenden Rücktritt erreicht der 64-Jährige sein Ziel aber wohl dennoch: Die Öffentlichkeit wird in Zukunft mit Argusaugen darauf schauen, dass am Institut für Naturheilkunde weiterhin nach wissenschaftlichen Grundsätzen geforscht wird. ○

Aus der Dachrinne wächst die Birke

Im zürcherischen Grüningen leiden die Altstadtbewohner unter Asylanten. Ihre Lärmklagen landen bei einer Privatfirma, die für die Betreuung des Heims mit Steuergeldern bezahlt wird, aber nur alle zwei Wochen vorbeischaud. *Von Christoph Landolt*

Die Zügelmäner wunderten sich über die Afro-Rhythmen: «Haben Sie einen Plattenladen nebenan?» Iwan Weidmann, der an diesem Tag im Jahr 2009 sein neues Heim, ein charmantes mittelalterliches Haus im Zürcher Oberländer Städtchen Grüningen, bezog, wusste nichts von einem Plattenladen in der Nachbarschaft, und er wusste auch nichts von einer Asylunterkunft.

Drei Jahre später kennt Weidmann dank seinen Nachbarn die Ankunftszeiten des letzten Busses auswendig, er hat gelernt, welche Ohrenpfropfen Lärm am wirksamsten aussperren, und er weiss, dass, wenn er aus dem Haus geht, die Gefahr von oben kommt. Ohrenstäbchen, angebissene Äpfel und Spucke sind schon aus dem Fenster der Stedtligass 27 geflogen, wo zurzeit 15 Asylbewerber untergebracht sind. Sie stammen aus Eritrea oder Nigeria und warten hier auf Bescheid aus Bern.

1400 Tage dauert es im Durchschnitt, bis ein Asylverfahren abgeschlossen ist. Weil die Zentren des Bundes viel zu klein sind, werden die wartenden Asylanten in die Kantone und Gemeinden abgeschoben. So auch nach Grüningen, 130 Kilometer von Bern entfernt. Wie in Hunderten anderen Dörfern herrscht zwischen den Bewohnern und den ihnen zugewiesenen Asylanten keine Harmonie. «Das Hauptproblem ist nicht die Sicherheit, sondern der Müll und der ewige Lärm», sagt Iwan Weidmann. Tagsüber seien die Asylbewerber weg. «Sie kommen immer mit dem letzten Bus. Und dann gibt es bis nachts um zwei Rambazamba, und zwar bei offenem Fenster.»

Gefilmt und auf Youtube gestellt

Weidmann hat begonnen, das Treiben nebenan zu dokumentieren. Die Videos, die er auf Youtube stellt, zeigen, wie laut es in den engen Gassen von Grüningen wird, wenn die Asylbewerber singen, schreien, johlen, zetern. Wenn die schlaflosen Anwohner bei den Afrikanern um Ruhe bitten, geht es kurz darauf in der gewohnten Lautstärke weiter. Die Nachtruhestörungen seien normal, musste sich Weidmann vom zuständigen Betreuer belehren lassen: «Da den Leuten eine Tagesstruktur fehlt, verschieben sich die Aktivitäten halt immer weiter in die Nacht.»

Wer ist für Ruhe und Ordnung in der Asylunterkunft verantwortlich? Die Gemeinde Grüningen, der das Gebäude gehört, verweist auf die ORS Service AG, die für die Betreuung der Asylbewerber zuständig sei. Diese Firma wirbt damit, dass sie «mit transparenten Vorschriften und Hausordnungen» arbeite. «Da-

mit können wir einen reibungslosen Betrieb der Zentren und Unterkünfte garantieren.»

Die Realität sieht anders aus. Wenn Anwohner Weidmann sich beschwert, verweist ihn die ORS an den Polizeinotruf. Offensichtlich kommt die Firma ihren Pflichten nicht nach. Wie ORS-Sprecher Roman Della Rossa bestätigt, ist der verantwortliche Sozialarbeiter nur alle vierzehn Tage vor Ort. «Die Qualität der Betreuung hängt aber nicht nur von der Anzahl Besuche ab», betont der Sprecher. Die Betreuer kontrollierten Sauberkeit und Ordnung und vermittelten den Asylsuchenden «schweizerische Wertvorstellungen».

55 Millionen Franken

Allzu erfolgreich war die Firma in Grüningen damit nicht. Ihren Unrat warfen die Asylanten so lange aus dem Fenster, bis in einer von PET-Flaschen verstopften Dachrinne eine Birke wuchs. In der Nachbarschaft weiss man auch, dass das Haus als Umschlagplatz für Drogen genutzt wird. «Bei uns läutet immer wieder mal ein Junkie», sagt ein Anwohner, der nicht genannt werden möchte. «Ich schicke ihn dann jeweils zum Asylheim gegenüber.» Dort standen auch schon Velos, die offensichtlich gestohlen worden waren. Die besseren Modelle wurden verkauft, die restlichen rosteten wochenlang vor sich hin. Der ORS-Mitarbeiter kümmerte sich nicht darum.

Stiehlt sich da ein Privatunternehmen, das von öffentlichen Geldern lebt, aus der Verantwortung? Fest steht: Die ORS hat alles Interesse, den Betreuungsaufwand klein zu halten. Das Unternehmen, das einer amerikanischen Beteiligungsgesellschaft gehört, profitiert wie kein anderes von der Schweizer Asylmisere. Das Wirtschaftsmagazin «Eco» des Schweizer Fernsehens schätzt, dass von den rund 120 Millionen Franken, welche der Staat zur Betreuung von Asylanten ausgibt, rund 55 Millionen an die ORS mit Sitz in Zug geht. Dieser Umstand ist auch dem Bundesamt für Migration (BfM) zu verdanken, das den Auftrag für den Betrieb der fünf Empfangszentren fünfzehn Jahre lang der ORS zuschanzte. Wie das BfM nach einer Motion von SVP-Asylexperte Heinz Brand zugeben musste, geschah dies widerrechtlich.

Eine Ausschreibung gab es auch in Grüningen nicht. «Das war nicht erforderlich», sagt Fürsorgevorsteher Nicolai Borbach. Die Gemeinde Grüningen bezahlt der ORS pro Person monatlich 1057 Franken. Davon erhalten die Asylanten 422 Franken als «Grundbedarf». Die Miete für die Unterkunft beträgt 2800 Franken. Bei 15 Asylbewerbern bleiben der Firma damit 6725 Franken pro Monat. Angesichts der Tatsache, dass der ORS-Sozialarbeiter nur alle zwei Wochen vorbeischaud, ist das eine ansehnliche Summe. ○



«Ewiger Lärm»: Asylheim (r.) in Grüningen.



1985 Dario
via Goldberg
10/10 2012
12:07
01:03
Thomas
Fischer
18:10
via R
Eve am
10/10 2012
08:10
via Ma
Andrea A
am
Miss Swiss
08 15
via
21:47
Roland ZH
10/10 2012
10/10 2012

Eigenen Beitrag verfassen

Kommentieren

Erst durch Ihren Kommentar werden News wirklich kontrovers.

Die Aktualität zählt. Und Ihre Meinung dazu. Die heissesten Facts und Infos, Tipps und Trends. Interaktiv und immer auf dem neusten Stand. www.20min.ch



Wallstreet von Francine Jordi enttäuscht.

Die tägliche Nachrichtenflut kann einen ziemlich durcheinander bringen.
Gut, gibt es am Sonntag den «Sonntag».



Der diskrete Charme der Milliardäre

Das Genfer Familienunternehmen Maus Frères S.A. besitzt Manor, den grössten Warenhauskonzern der Schweiz. Jetzt greift die Gruppe nach der Weltmarke Lacoste. Wer sind die diskreten Gebrüder Maus, die in aller Stille eine erstaunliche Erfolgsgeschichte produzierten? *Von René Lüchinger*



Es geht um eine Weltmarke: Lacoste-Modeschau in New York.



Seltenes Bild: Maus-Frères-Präsident Didier Maus.



Gegen den Vater: Präsidentin Sophie Lacoste.

«Ein Schweizer Familienunternehmen seit einem Jahrhundert und vier Generationen aus dem Maus- und Nordmann-Clan»: Mit diesen spärlichen Worten auf der Homepage umschreibt die Genfer Maus Frères S.A. Herkunft und Gegenwart ihres Unternehmens, welches etwa sechs Milliarden Franken Umsatz macht und wohl über 20 000 Menschen beschäftigt. So genau weiss das niemand, denn Zahlen zu veröffentlichen, ist nicht Stil des Hauses, und wenn Dritte das tun, bleibt alles unkommentiert. So auch, wenn das Wirtschaftsmagazin *Bilanz* den Familien Maus und Nordmann ein märchenhaftes Vermögen von zwei bis drei Milliarden Franken bescheinigt. Keine Zahlen und auch keine Fotografien – kaum eines existiert von den Mitgliedern der Clans. Die Erfolgsfamilie pflegt die Kunst der absoluten Diskretion.

Oder doch nicht ganz. Die gebürderte Maus betreiben ein Reich mit 65 Warenhäusern unter dem Namen Manor. Die Marke erlaubt Rückschlüsse auf die Besitzer im Hintergrund: Es ist ein Zusammenschluss aus den ersten Buchstaben des Namens der beiden Besitzerfamilien und zugleich die historische Quelle ihres Wohlstands. Manor ist mit einem Marktanteil von gegen sechzig Prozent die grösste Warenhauskette der Schweiz und neben den Loebis im Kanton Bern noch die einzige in Familienbesitz. Die Gründer von Jelmoli haben längst verkauft, wie auch jene von Globus.

Die Familie zuerst

Die Maus und Nordmanns jedoch sind aktiver denn je. Nun greifen sie, wie man lesen konnte, nach der Textil-Weltmarke Lacoste. Den Plan verfolgen sie seit fünfzehn Jahren. Nun kommen sie, wie es scheint, an ihr Ziel. Die Hartnäckigkeit, ihre Ambitionen über Generationen zu verfolgen, liegt in der DNA der Familie und wohl auch an ihrer Herkunft. Die jüdische Kaufmannsfamilie Maus wanderte im Jahre 1870 aus dem Elsass in die Schweiz ein, erhielt zwei Jahrzehnte später das Bürgerrecht der Stadt Genf. Zwei Brüder, Ernest und Henri Maus – eben die Maus Frères –, betätigten sich eine Generation später als Kurz- und Stickwarenhändler und belieferten unter anderem den Ladenbesitzer und Glaubensgenossen Léon Nordmann. Aus dieser Geschäftsverbindung entstand ein erstes gemeinsames Geschäft, «Léon Nordmann» in Luzern, das erste Warenhaus der Schweiz.

Zwei Jahrzehnte später heiratete der Sohn von Léon eine Maus-Tochter, und so wurden die

Geschäftsangelegenheiten bei den Maus-Nordmanns gleichsam durch einen Herzensbund verbrieft. Immer neue Warenhäuser entstanden, etwa die Magazine zur Rheinbrücke in Basel, seinerzeit das grösste seiner Art im Land, La Placette in der Romandie, Innovazione im Tessin oder Vilan in Zürich, die allesamt erst im Jahr 2000 auf «Manor» umgetauft wurden. In der ihnen eigenen Unbeirrbarkeit gingen die Maus-Nordmanns ihren Weg, und zwar unabhängig von politischen oder geschäftlichen Unwägbarkeiten.

Zuerst kam immer die Familie. Als in der Schweiz im Jahre 1933 im antisemitischen Klima des Frontenfrühlings die «Eröffnung und Erweiterung von Warenhäusern, Kaufhäusern, Einheitspreisgeschäften und Filialläden» in einem Dringlichen Bundesbeschluss verboten wurde, fürchteten die Maus-Nordmanns die Enteignung und investierten zum Schutz des Familienvermögens verstärkt ausserhalb Europas. In den USA kauften sie 1938 eine Warenhauskette namens Bergner, und als die nächste Generation die USA-Aktivitäten massiv ausbaute, wurde dies zum wohl einzigen wirklich bedeutenden geschäftlichen Flop der Familie. 1993 zog sie sich mit Millionenverlusten aus den USA zurück.

Eine grundsätzliche Erkenntnis aus den politisch dunklen Zeiten in Europa blieb jedoch bestehen: Eine geschäftlich-geografische

duktion der weltbekannten Poloshirts und ebenfalls – vertraglich zugesichert bis ins Jahr 2012 – die Vertriebsrechte für Frankreich, Deutschland und die USA sowie einen Drittel der Aktien von Lacoste. Doch die Familie Lacoste zeigte kein Interesse, und so verhandelte der Verkaufswillige sehr diskret mit den Familienspitzen von Maus und Nordmann.

«Nur von Dividenden gelebt»

Diese sahen das Potenzial sofort – ein Drittel der Lacoste-Aktien, eine zeitlich unbegrenzte Lizenz zur Produktion und befristete Vertriebsrechte für Schlüsselmärkte: Das würde eine Diversifikation für den Genfer Warenhauskonzern und Einfluss bei einer Weltmarke bringen. Also kaufte Maus Frères die Mehrheit der Produktionsfirma in der Gewissheit, dass nun bei der französischen Lacoste nichts mehr geht gegen den Willen der Schweizer. Und jeder Familienunternehmer weiss, dass in einer Familienfirma jede Generation Ausstiegswillige hervorbringen kann, die das Tafelsilber der Väter und Vorfäter veräussern wollen. Für diesen Fall ist Maus Frères gerüstet und immer bereit, zuzukaufen, sollte sich die Gelegenheit bieten. So wie die Dinge liegen, kann Maus Frères also davon ausgehen, dass sich dieses 1998 getätigte erste Investment irgendwann zu einer vollständigen Kontrolle von Lacoste auswachsen könnte.

Gründerfamilie sowie drei Granden der französischen Industrie – die CEOs von Danone und Hermès wie auch eine ehemalige Topmanagerin von Chanel.

Illuster ist die Runde, die Zeuge wurde von einem innerfamiliären Tanz ums Krokodil. Es steht Vater gegen Tochter, und die Ressentiments gehen tief und liegen Jahre zurück. Schon als Michel Lacoste 2005 an die Firmenspitze rückte, hätte der Stab an die dritte Generation weitergegeben werden sollen – doch der alte Mann verschmähte den als Kronprinzen vorgesehenen eigenen ältesten Sohn Philippe. Nun erhält er dafür die Quittung: Seine eigene Tochter, die Schwester von Philippe, Sophie Lacoste, hat gegen den störrischen Vater geputscht, um sich im Lacoste-Verwaltungsrat mit einer knappen Mehrheit von sechs gegen fünf Stimmen zur neuen Präsidentin küren zu lassen. Der Vater schäumt und lässt jeden wissen, dass die Tochter, eine gelernte Schauspielerin, bisher im Leben nur «von Dividenden gelebt hat, die ich ihr gegeben habe».

Der Vater in Rage

Und Maus Frères? Die Schweizer verhalten sich wendig wie ein Fisch im Wasser. Vor Augen haben sie das grosse Ziel: die Kontrolle über Lacoste. Zunächst verhalten sie Sophie Lacoste mit ihren Stimmen zum Präsidium. Das brachte den Vater wieder einmal in Rage,

Garantiert für ein Allzeithoch.
made by Gübelin.

GÜBELIN
JUWELEN • UHREN

Diversifikation zum Schutz von Familie und Vermögen war und blieb in jedem Falle angezeigt. Diesbezüglich hatten die Familienoberhäupter der Maus-Nordmanns ihre Sinne geschärft.

Die Gelegenheit, das Unternehmen fulminant zu vergrössern, kam im Jahre 1998, als ein Mann namens Léon Cligman bei Maus Frères anklopfte. Dieser war damals 68 Jahre alt und suchte einen Nachfolger für einen französischen Textilhersteller namens Devanlay, eine Firma, welche dessen Schwiegervater Pierre Lévy gegründet hatte. Dabei ging es im Grunde weniger um Textilproduktion als vielmehr um eine Weltmarke: Lacoste.

Das kam so: Léon Cligman, der dringend einen Nachfolger suchte, bot seine Textilfirma zunächst den Nachfahren des Tennischampions und Firmengründers René Lacoste zum Kauf an. Naheliegender war dies, besass seine Devanlay doch die Weltlizenz zur Pro-

Diese Chance kommt jetzt. Im Jahre 2012 – exakt zu der Zeit, als gewisse Vertriebsrechte ausliefen – eskalierte bei Lacoste ein erbitterter Familienstreit zu einer Art Finale furioso. Es geht um die Nachfolge von Präsident Michel Lacoste, dem Sohn des Firmengründers. Die Situation ist einigermassen verworren. Michel Lacoste ist der zweite Sohn des Lacoste-Schöpfers René Lacoste. An die Firmenspitze gelangte er erst im Jahre 2005 im Rentenalter als Nachfolger seines charismatischen grossen Bruders Bernard, der aus Lacoste innert vier Jahrzehnten eine globale Lifestyle-Marke gemacht hatte. Nun geht es darum, wer aus der dritten Generation den Lacoste-Präsidentenstuhl beerben kann. Die Diskussion an der Generalversammlung von Lacoste Anfang September verlief hitzig, am Schluss stimmte der elfköpfige Verwaltungsrat über den neuen Präsidenten ab. Dort sitzen fünf Vertreter der Lacoste-Erben, drei Exponenten von Maus Frères als grösstem Aktionär neben der

wohl auch aus der Einsicht heraus, dass seine Zeit bei Lacoste abgelaufen ist.

Michel Lacoste scharte in der Folge eine Gruppe von Familienaktionären um sich, die rund einen Drittel der Firma besitzt – er will verkaufen, und nur eine kommt nicht in Frage: Tochter Sophie und die in deren Schlepptau agierenden Exponenten der dritten Generation. Also wandte er sich an Maus Frères und verdrängte in seiner Wut, dass die Schweizer mit der Tochter gegen ihn mit geputscht hatten.

Vergangenen Freitag versandte Maus Frères eine ihrer seltenen Mitteilungen an die Presse und verkündete die Unterzeichnung eines Abkommens, wonach sie von Michel Lacoste und seiner Entourage weitere 30,3 Prozent an Lacoste übernehmen könne. Ob das der letzte Akt in dieser Familiengeschichte darstellt, wird sich weisen. Niemand weiss dies besser als Didier Maus, Präsident von Maus Frères – die Familie pflegt, wie man weiss, in Generationen zu denken. ○

Dotcoms Rache

Hollywood hasst ihn. Die Musikindustrie wünscht ihn zur Hölle. Kim Schmitz alias Dotcom hat Filme, Musik, Bücher in gigantischem Ausmass und für wenig Geld der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Jetzt lanciert der schwarze Ritter des Internets seinen neusten, grössten Coup. *Von Kurt Gerber*

Es war das Ende einer langen Nacht. Kim hatte sieben Stunden mit Black-Eyed-Peas-Produzent Printz Board in den Roundhead Studios verbracht. Um 4 Uhr 30 hievte er sich in seinen Mercedes der S-Klasse und fuhr zurück in seine Villa ausserhalb Aucklands, Neuseeland, wo er in seinen schwarzseidenen Schlafanzug schlüpfte und sich mit einer Flasche gekühlten Fiji-Wassers ins Bett legte. Bereits im Halbschlaf hörte er vor dem Fenster einen wummernden Bass. «Es muss ein Helikopter sein», dachte Kim, «Gäste aus Los Angeles wahrscheinlich», die wohl etwas früh zur Feier seines 38. Geburtstags am nächsten Tag eingeflogen kämen.

Es waren nicht Kims Freunde, die gelandet waren. Sie sprengten Türen auf, brachen Wände ein, innert Minuten legten sie ihn in Ketten, transportierten ihn ab und steckten ihn in eine Zelle. Der Raid am 20. Januar 2012 mit Namen «Operation Takedown», ausgeführt im Auftrag des amerikanischen Justizministeriums, machte Schlagzeilen rund um die Welt. Nicht einen Terroristen oder Mörder nahm das Kommando ins Visier, sondern einen Mann, den das FBI als «Internet-Piraten» bezeichnet.

Showdown und Riesenbaby

Wie ein Freibeuter sieht er freilich nicht aus; mit seinen 140 Kilo Körpergewicht und dem pausbäckigen Lächeln ähnelt Kim eher einem Riesenbaby. Kim Dotcom, wie er sich nennt, ist eine flamboyante Erscheinung, meist schwarz gewandet, vorzugsweise in Lederkappe und Kniehose, und mit ausgeprägtem Hang zu Glamour und Prunk. Nach dem Zugriff der Elitetruppe schien er ebenso am Ende wie sein Grossprojekt Megaupload, eine der populärsten und berüchtigtsten Sites auf dem Internet. «Doch», sagt Charles Graeber, Reporter für das *Wired*-Magazine, «Dotcoms Geschichte hat mit dem Raid erst richtig begonnen.»*

Graeber gehört zu den wenigen, die Dotcoms Reich von innen gesehen haben, ein riesiges Anwesen im Wert von 24 Millionen Dollar, abgesichert mit Drahtzäunen und Bodyguards, die rund um die Uhr Wache schieben. «Kim Dotcom zu erreichen, schien unmöglich», erzählt Graeber der *Weltwoche*. «Er lehnte Hunderte Interviewanfragen ab.» Graeber muss einen Glückstag gehabt haben. Dotcom willigte nicht bloss ein, den Journalisten zu treffen, er quartierte ihn gleich in seiner Villa ausserhalb Aucklands ein. Zwei Wochen lang verbrachte Graeber mit dem berüchtigten Mann, den die Justiz als Hochkriminellen bezeichnet, Millionen Internet-User

rund um die Welt dagegen als Robin Hood verehren. Und er erhielt exklusiv Einsicht in die kontroversen Geschäftspläne Dotcoms.

«Manchmal fühlte ich mich wie im Empire eines James-Bond-Bösewichts», lacht Graeber. «Es gibt Kameras überall, ich war mir nie sicher, ob das FBI mithörte oder ob Dotcom meinen Computer irgendwie hackte. Einmal erhielt ich um vier Uhr morgens einen Tweet. In der Küche fand ich Dotcom beim Frühstück, wo er bereit war für ein Interview. Es war eine verrückte Zeit.»

Das US-Justizministerium bezeichnet das Vorgehen gegen Dotcoms Firma den «grös-

ten Copyright-Fall der Geschichte». Megaupload.com war ein Sharehoster, eine Art Online-Lagerschrank für Files, die zu gross waren für den E-Mail-Verkehr. Nebst Werbung finanzierte sich Megaupload durch kostenpflichtige Premium-Zugänge. Das Geschäft machte Dotcom und seinen Partner reich; geschätzte 175 Millionen Dollar pro Jahr schaukelte Megaupload in ihre Taschen.

Laut Dotcom und seinen Anwälten war Megaupload ein legales Datenspeichergeschäft. Das US-Justizministerium hingegen bezeichnet Megaupload als Online-Schwarzmarkt für Piratenkopien von Spielfilmen, TV-Serien, Musik,



Vergleicht sich mit Martin Luther King und Gandhi: Unternehmer und «Internet-Pirat» Kim Schmitz

Büchern, Videospielen und Software, welcher Hollywood und anderen Zweigen der Unterhaltungsindustrie einen Schaden von mehreren hundert Millionen Dollar zugefügt habe. In seiner 72-seitigen Anklageschrift beschuldigt die Justiz Dotcom und seine acht Megaupload-Verbündeten einer ganzen Palette von Verbrechen, von Verschwörung über Aufruf zu Copyright-Verstoss, Geldwäsche bis zu organisierter Kriminalität – Anklagen, welche üblicherweise für Organisationen wie die Mafia vorgebracht werden. «Und dies war auch der Stil, wie sie ihn verhaftet haben», sagt Graeber. «Der Raid war wie aus einem Hollywood-Film.»

Die «Operation Takedown» begann vor Sonnenaufgang am 20. Januar. Eine Antiterrorereinheit der neuseeländischen Spezialpolizei landete mit Helikoptern, überwacht vom FBI via Videolink, stiess schwerbewaffnet bis in den Schlaftrakt Dotcoms vor, wo sich der 140-Kilohüne in einem geheimen Sicherheitsraum hinter einem Wäscheschrank versteckt hatte, mit zwei Handfeuerwaffen in Griffnähe.

Der dramatische Raid gegen Dotcom war der erste Schuss in einem Krieg, den die USA gegen das boomende Business der Online-Piraterie führen. Der Kampf der US-Behörden gegen Internet-Freibeuterei steht seit langem weit oben auf ihrer Prioritätenliste, wurde aber durch den Umstand erschwert, dass die meisten Stützpunkte der Betreiber in Übersee stationiert sind.

Vergangenen Januar scheiterte im US-Kongress der Versuch, ein hartes Anti-Piraterie-Gesetz (Sopa/Pipa) zu verabschieden. Eine breite Protestwelle, unter Beteiligung von Google, Wikipedia und vielen anderen, welche das Gesetz als Angriff auf die Meinungs- und Pressefreiheit kritisierten, verhinderte das Unterfangen. Tags darauf wurde Dotcoms Villa gestürmt.

«Der dramatische Showdown sollte Symbolcharakter haben», sagt Graeber. «Sie steckten Dotcoms Kopf auf einen Spieß, zur Abschreckung.» Megaupload war nur einer von vielen Anbietern auf der schwarzen Liste «berühmter Piraten-Sites», welche die Motion Picture Association of America (MPAA) zusammenge-

stellt hatte. Und er ist nicht der grösste Betreiber im Netz mit fünfzig Millionen Besuchern täglich – vier Prozent des täglichen globalen Internetverkehrs –, aber gross genug, dass sich die Justiz von der Stilllegung von Megaupload eine Signalwirkung erhoffte.

«Ausserdem», so Graeber, «passte Dotcom perfekt ins Klischee des Kriminellen.» Auf Youtube finden sich Videoclips, auf welchen er in einem 500 000-Dollar-Mercedes über einen Golfplatz braust, mit einem Kennzeichen, auf dem «Satan» steht.

«Er meint es ernst»

Bereits als Teenager war Kim in seiner Heimat Deutschland verhaftet worden. Damals hiess er noch Kim Schmitz, finnisch-deutscher Doppelbürger, wohnhaft in Kiel. Bereits die ersten Stationen offenbarten eine schillernde Persönlichkeit, die an einen modernen Felix Krull erinnert. Schmitz macht keineswegs ein Hochbegabten-Abitur, wie er überall erzählt. Stattdessen büffelt er in der Heinrich-Harms-(Haupt-)Schule, wohnt zwei Jahre in einem Schülerheim für verhaltensauffällige Jugendliche. «Ich habe nie wieder einen so asozialen Jugendlichen kennengelernt», berichtet der Heilpädagoge, der ihn dort betreute. «Kim war ein Anstifter und Blender, der die Mitschüler oft zu Streichen überredet und dann verpetzt hat. Er ist bauernschlau, nicht hochintelligent.»

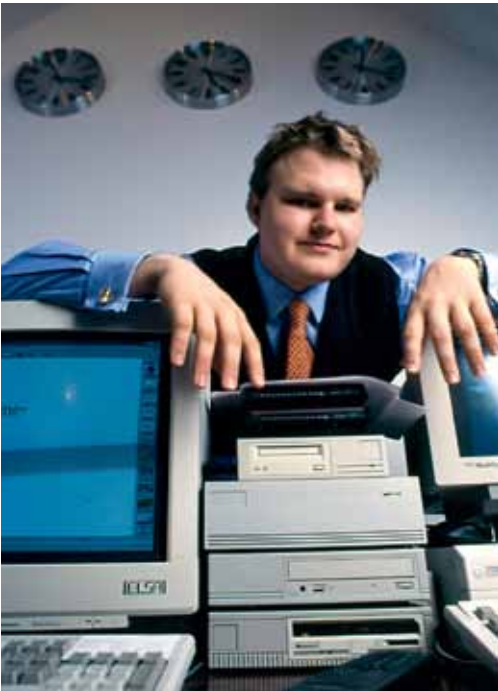
Bald tritt Kim in die Hackerszene ein. In München manipuliert er Telefonkarten, wird 1998 wegen Betrugs, Bandenhehlerei und eines erfundenen Dokortitels zu einer Jugendstrafe von zwei Jahren auf Bewährung verurteilt. Das Schwergewicht steigt dennoch zum Jungunternehmer und Liebling der Boulevardpresse auf, umgibt sich mit schnellen Autos und schönen Frauen. Sogar Dieter Bohlen «Teppichluder» Janina wickelt Schmitz um den Finger.

Hinter dem cartoonartigen Image steckt jedoch mehr als ein cleverer Clown. Für eine junge Generation von deutschen Unternehmern wird er zum grossen Inspirator. Er vergleicht sich mit Martin Luther King, Bill Gates, Steve Jobs und Gandhi. «Dotcom weiss, wie das ankommt», sagt Graeber, «man könnte dahinter eine bewusste Selbsttheroisierung sehen, aber ich glaube, er meint es ernst.»

Im Juli lancierte Dotcom einen Angriff aus dem Hausarrest und lud ein Musikvideo mit dem Titel «Mr President» auf seine Website, das bei Youtube bald über eine Million Zuschauer generierte. In breitem deutschem Akzent und mit Sonnenbrille bewehrt, skandierte Dotcom Kampfslogans wie: «Der Krieg um das Internet hat begonnen», «Hollywood kontrolliert die Politik» und «Die Regierung tötet Innovation». Er zielte damit vor allem auf US-amerikanisches Publikum, um es gegen die eigene Regierung zu mobilisieren: «Wie sieht's



mit Ex-Gefährtin Janina Youssefian am Strand der Britischen Jungferninseln.



«Bauernschlau»: Hacker Schmitz, 1996.

aus mit der Redefreiheit, Herr Präsident? Was ist mit «Change», Herr Präsident?», lautete seine Frage an die Adresse Barack Obamas.

Die US-Behörden wollen Dotcom vor einem US-Gericht zur Rechenschaft ziehen und haben Anfang März in Neuseeland Dotcoms Auslieferung beantragt. Dazu ist es bisher nicht gekommen. Im Juni entschied der neuseeländische High Court, dass die Durchsuchung und die Beschlagnahme rechtswidrig waren. Um offene Rechtsfragen zu klären, wurde ein Gerichtsverfahren in den USA vorerst bis März 2013 vertagt.

Megaupload ist tot – es lebe Mega!

Einen Monat hatte Dotcom nach dem Raid im Gefängnis verbracht, bevor er gegen hohe Kaution unter Hausarrest gestellt wurde. Das gesamte Vermögen und Luxusgüter wurden konfisziert; einiges davon wurde Dotcom wieder freigegeben, doch die US-Justiz wird nicht lockerlassen. Selbst in Zwangslage macht Dotcom indessen keine Anstalten, den Online-Marktplatz zu verlassen. «Er hat im Gefängnis nicht einfach Daumen gedreht», erklärt Graeber. «Er und seine Kumpel nutzten die Haft, um einen neuen Plan auszuhecken.»

Im August kündigte Dotcom auf Twitter an: «Ich weiss, worauf Ihr alle wartet. Es wird kommen. Dieses Jahr. Versprochen. Grösser. Besser. Schneller. Hundertprozentig sicher. Unaufhaltsam.» Gegenstand seiner geheimnisvollen Botschaft ist das langerwartete Produkt mit dem Namen Mega. Grundsätzlich soll Mega dieselben Funktionen anbieten wie der Vorgänger Megaupload. Nutzer werden Dateien jedweder Art auf Mega hochladen können, um sie mit anderen zu teilen. Doch Mega bietet mehr. Dotcoms erklärtes Ziel ist ein Cloud-Musikdienst, der über Werbung



«Wie im Empire eines James-Bond-Bösewichts»: Dotcoms Anwesen in Coatesville, Neuseeland.

finanziert wird und die Künstler direkt entschädigt. Die von US-Unternehmen dominierte Musikindustrie soll quasi links liegengelassen werden. Und Mega soll absolut sicher sein.

«Einen neuen Coup anzukündigen, kurz nach der Verhaftung und einem drohenden Verfahren – damit gewährt Dotcom einen Einblick darin, wer er wirklich ist», sagt Graeber. Im Interview erzählte ihm Dotcom von seinem ausfälligen Vater, der dem Alkohol verfallen war und ihn als Sechsjährigen derartiger Brutalität und Angst ausgesetzt habe, dass er künftig niemanden mehr gefürchtet habe. «Diese Furchtlosigkeit, kombiniert mit unternehmerischem Instinkt, ist die Maschine, die Dotcom in allem antreibt, was er tut, und ihn in den Augen vieler als modernen Robin Hood erscheinen lässt.»

Die grosse Frage lautet nun: Was wird mit Mega geschehen? In seinem Interview mit Graeber sprach der Internetmillionär über sein neuestes Projekt. Er und sein Team hätten massiv in neue Sicherheitsmassnahmen der Plattform investiert. Dateien würden künftig sofort beim Hochladen des Nutzers verschlüsselt. Den Schlüssel, um sie wieder lesen zu können, werde nur der Anwender selbst besitzen. Auf diese Weise könnten auch die Betreiber von Mega den Inhalt der Dateien nicht überprüfen und würden so auch keine Verantwortung für etwaiges Filesharing tragen.

Mega soll also zur Festung werden, rechtlich unangreifbar. Gemäss Dotcoms Rechtsexperten könne man einen solchen Service nur stoppen, wenn man die Verschlüsselung selbst für illegal erkläre. Was für Dotcom ein Verstoß gegen die Menschenrechte wäre: «Gemäss der Uno-Charta für Menschenrechte ist Privatsphäre ein grundlegendes Menschenrecht.»

Die Justizbehörden fürchten, dass Mega die Internet-Piraterie atomisiert, indem die Über-

wachung noch komplizierter und schwieriger wird, als sie heute schon ist. Ist Mega also ein riesiger Stinkefinger, den Dotcom Hollywood und dem Justizdepartement zeigt? Nein, behauptet Dotcom. Er sieht sich als Dienstleister, der Probleme löst. Graeber hingegen sagt, der subversive Charakter von Mega sei offensichtlich. Besonders da Dotcom plane, den neuen Dienst am 20. Januar 2013 in Betrieb zu nehmen – genau ein Jahr nach der Erstürmung seines Hauses. «Das wäre eine perfekte Hacker-Antwort», sagt Graeber. «Er und seine Kumpels sind wie Kinder, die gehänselt wurden. Jetzt drehen sie den Spieß um und nehmen Rache.»

Dotcom hofft auf die neuseeländische Justiz. Es seien «fundamentale Fehler» gemacht worden, musste Premier John Key eingestehen. Der neuseeländische Geheimdienst habe Dotcom illegal überwacht. Key entschuldigte sich bei ihm und allen Neuseeländern für den Verstoß. Damit dürfte sich die Wahrscheinlichkeit verringern, dass die von der US-Justiz gewünschte Auslieferung des gebürtigen Deutschen tatsächlich zustande kommt.

Das US-Justizministerium wird nicht lockerlassen. Es schreibt in der jüngsten Gerichtsakte warnend: Sollte Dotcom Mega hochfahren, könnte dies als Verletzung seiner Kautionsbedingungen ausgelegt werden. Möglicherweise würde er sogar neue Strafklagen riskieren. Bereits jetzt droht dem schwarzen Ritter des Internets eine Haft von mindestens zwanzig Jahren. «Für einen getriebenen Mann wie Dotcom», sagt Graeber, «ist das lebenslanglich.»

*Inside the Mansion – and Mind – of Kim Dotcom, the Most Wanted Man on the Net»: Die Reportage von Charles Graeber ist die Titelgeschichte der November-Ausgabe des amerikanischen Magazins *Wired*.

Ketchup oder Mayonnaise?

Die beiden vermeintlich harmlosen Speiseergänzungen lösen starke Emotionen aus. Wer das eine mag, verabscheut das andere. An den Saucen gingen schon Liebesbeziehungen in die Brüche. *Von Thomas Meyer*

Ketchup, das (in Deutschland: der): Würzsauce aus Tomatenmark und Essig. Am häufigsten als Tomatenketchup anzutreffen, vor allem im Fastfood-Bereich. Die Herkunft des Wortes ist nicht geklärt, die naheliegendste Erklärungsvariante verweist auf das indonesische Wort *kecap*, was schlicht «Sauce» bedeutet. Die Schreibweise *catchup* erschien erstmals in einem englischen Wörterbuch Ende des 17. Jahrhunderts.

Mayonnaise, die: kalt hergestellte, dickflüssige Sauce auf der Basis von Ei und Öl. Pro-Kopf-Verbrauch in der Schweiz: 1 Kilogramm jährlich. Die etymologische Bedeutung ist ebenfalls unklar; angeblich ist das Wort abgeleitet von der menorquinischen Hafenstadt Mahón, 1756 von den Franzosen belagert, die während ihrer Siegesfeier ebendiese Sauce erfunden und serviert haben sollen.

Es ist faszinierend, dass sich die beiden Speiseergänzungen nicht nur die fantastische Herkunft teilen, sondern auch die Eigenart, starke Emotionen auszulösen: Wer Ketchup mag, verabscheut oft Mayonnaise, und umgekehrt. Gleichzeitig scheint es eine Reihe von Anwendungsmomenten zu geben, die bei Zeugen für schlimmsten Schauder sorgen können.

So galt es in der Schweiz bis vor wenigen Jahren als höchst unkultiviert, Pommes frites mit – der bis dahin den Fischgerichten vorbehaltenen – Mayonnaise zu verzehren. Man überliess solcherlei den Deutschen, deren «Pommes rot-weiss!»-Bestellung an den Stränden dieser Welt bei heimgekehrten Urlaubern noch wochenlang für Entsetzen sorgte. Man war sich einig: Wer so mit Pommes frites umgeht, überfällt auch Nachbarländer. Und umgekehrt.

Gleichzeitig sorgte in Restaurants einer bestimmten Kategorie für ein spitzes «So, so!», wer für sein edles Wiener Schnitzel um profanes Ketchup bat. Nach einer Wiederholung des Anliegens – das Personal gab einem durch dessen initiale Missachtung Gelegenheit, den Fehltritt elegant vergessen zu machen – wurde es schliesslich gebracht: in einer eiskalten, verklebten, halbleeren Glasflasche, deren Deckel kaum aufzuschrauben war. Sie war offenbar so präpariert worden, um die Botschaft zu verbreiten: «Es ist Jahre her, seit uns das letzte Mal jemand so beleidigt hat.» Beschämt hielt man die Flasche über seinen Teller und klopfte auf ihren Boden, viele Male, bis sie endlich etwas Ketchup hergab. An den Nebentischen wurde vorwurfsvoll geguckt.

Die Zeiten haben sich geändert: Wir leben mit den Deutsch eng zusammen und nennen

ihnen zuliebe unseren Süssmost «Schorle», nachdem wir ihn aus rätselhaften Gründen mit Wasser zu versetzen begonnen haben. Folgerichtig steht, wo es Pommes frites zu kaufen gibt, neben dem althergebrachten Ketchup-Kübel auch ein Mayonnaise-Dispenser. Und die Firma Heinz hat ihre unpraktische Glasflasche durch ein Plastikbehältnis ersetzt, das auf dem Kopf steht. Ein Gedanke, für den die Firma übrigens über hundert Jahre brauchte.

Auf dass der Ketchup euch scheide...

Die Einzelportionen allerdings haben überhaupt keine Evolution vorzuweisen: Ihre Verpackung scheint sich nach wie vor nicht entscheiden zu können zwischen Diebstahlsicherheit und Spontanzerfall und wechselt brüsk vom einen zum anderen, wenn man endlich stark genug daran herumgezerrt hat. So landen Ketchup und Mayonnaise oftmals nicht am vorgesehenen Ort, sondern auf Handrücken, Oberschenkel und Tischtuch.

Selbst bei reibungsloser Anwendung besitzen die Saucen erhebliches Konfliktpotenzial. Auf die Frage, ob sie Ketchup oder Mayonnaise lieber mögen, antworten die meisten mit martialischer Entschlossenheit. So gibt es bekenkende «Mayo-Fans», denen verschworene Ketchup-Aficionados gegenüberstehen: Die einen schauen angewidert zu, wie die anderen sogar Spaghetti Napoli mit Ketchup vollspit-

zen, während diese sich empört über die feiste Vulgarität der Mayonnaise aufhalten.

Ein Kollege berichtet hierzu von einer dramatischen Begegnung in der Studienzeit: Die kluge und hübsche Blondine, die ihm Einlass in ihr Schlafzimmer gewährt hatte, bereitete am Morgen darauf ein gemeinsames Frühstück zu. Eigentlich ein gutes Zeichen, fand er – bis er, ein bekennder Mayo-Fan, die Ketchup-Flasche erblickte, die sie mitten auf den Tisch gestellt hatte. Sein Unbehagen steigerte sich zum Entsetzen, als die schöne Blonde ihre Spiegeleier üppig mit Ketchup verzierte und gestand, sie gehe eigentlich mit allem so um, was sie esse. Sie liebe Ketchup so sehr.

Der Kollege brach die Bekanntschaft sofort ab. Noch heute zieht er zu dieser Frau und ihrem Verhalten höchst ungrosszügige Vergleiche. Sein Herz gewinnen kann nur, wer eine grosse Flasche Mayonnaise in seinem Kühlschrank stehen hat. Damit fühlt er vermutlich ähnlich wie Hans Zehetmair, Vorsitzender des Rates für deutsche Rechtschreibung, der vor einigen Jahren auf die Frage, ob man Ketchup auch «Ketschup» schreiben dürfe, antwortete, das sei ihm egal, es sei «ein grässliches Wort für eine grässliche Sache».

Thomas Meyer ist Schriftsteller und Werbetexter in Zürich. Sein Roman «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse» ist für den Schweizer Buchpreis nominiert.



Entsetzen in den Sommerferien: Pommes frites mit Ketchup und Mayonnaise.

Die schönen Gefühle

Sport, Sex, Meditation oder die Begleichung von Steuern lösen Wohlgefühle aus. Dahinter steht ein Schaltkreis im Hirn, den ein US-Neurologe erforscht hat. Gefühle sind herstellbar. Sogar die «Umpolung» eines Homosexuellen gelang. *Von Peter Keller*

Es war eine Gemeinheit, wie sie unter pubertierenden Gymnasiasten vorkommen kann. Marc, Typ aufdringlicher Schnösel reicher Eltern, suchte Anschluss. Notfalls über einen Joint in gemeinsamer Runde. Kiffen als Eintrittsticket zur Clique. Seine Kollegen drehten ihm die Zigarette, Marc nahm tiefe Lungenzüge und fühlte sich sofort high. Er kicherte, torkelte herum und liess alle Anwesenden überdeutlich wissen, wie das Kraut ihm einfahre. Die ganze Übung hatte einen Haken: Im vermeintlichen Joint war gar kein Marihuana, sondern bloss gewöhnlicher Tabak.

Vielleicht tat man Marc unrecht damals, und sein Rauschzustand war tatsächlich real – in seinem Kopf. In diese Richtung weisen aktuelle Erkenntnisse aus den Neurowissenschaften, die sich mit den Vorgängen im Gehirn und im Nervensystem befassen. Versuche haben ergeben, dass die Wirkung psychoaktiver Drogen nicht allein von chemischen Prozessen abhängt. Der soziale Kontext ist mindestens so wichtig. So wurde Testpersonen gesagt, sie würden eine aussergewöhnlich starke Cannabis-Sorte zu rauchen bekommen, während die andere Hälfte im Glauben war, eine besonders schwache Sorte vor sich zu haben.

In Wahrheit kifften beide Gruppen exakt das gleiche Gras. Das Ergebnis war zu erwarten: Die Personen, die davon ausgingen, sie würden hochwirksames Cannabis zu sich nehmen, berichteten um einiges euphorischer über die Wirkung als die anderen. Erstaunlich jedoch war, dass die Mitglieder der ersten Gruppe auch über langsamere Reaktionszeiten verfügten und an stärkeren Koordinationsstörungen litten – das zeigten sämtliche Präzisionsaufgaben, die im Anschluss alle Testpersonen durchführen mussten.

Dieses und viele andere Beispiele stammen aus dem neuen Buch des amerikanischen Professors David J. Linden. Der Neurowissenschaftler sucht nach biologischen Erklärungen menschlichen Verhaltens und kommt zum Schluss, dass die Lust wie ein Kompass wirkt: gesteuert durch ein Belohnungszentrum im medialen Vorderhirn.

Was wichtig ist, wirkt intensiv

«Wir müssen Dinge wie Nahrung, Wasser und Geschlechtsverkehr als lohnend empfinden, um zu überleben und unser genetisches Material an die nächste Generation weiterzugeben.» Hier würde Charles Darwin noch still nicken.

Doch Linden geht weiter als sein wissenschaftlicher Ahnherr. Selbst gesellschaftlich anerkannte Rituale und Tätigkeiten wie Sport, Meditation oder sogar Spenden für einen guten Zweck würden einen anatomisch und biochemisch definierten Wohlfühlschaltkreis im Gehirn aktivieren. «Einkaufen, ein Orgasmus, ein Lernerfolg, Kalorienbomben, Wettspiele, Beten, Tanzen bis zum Umfallen und Spiele im Internet – sie alle lösen neuronale Signale aus, die in einer kleinen Gruppe miteinander verknüpfter Hirnregionen zusammenlaufen.»

Untermuert werden Lindens Thesen mit neurowissenschaftlichen Experimenten, die schon in den 1950er Jahren begannen, heute aber von neuen Messmethoden profitieren wie dem Hirnscanner, der aufzeigen kann, welche Gehirnregionen zum Beispiel bei Spielsüchtigen aktiviert werden oder wie Spenden für einen guten Zweck auf denselben neuronalen Schaltkreis einwirken, auf den auch künstliche Stimulanzien wie Heroin zugreifen. Dieser Nucleus accumbens übrigens, ein zentraler Bestandteil des Belohnungssystems, wird auch nachweislich angeregt bei so unterschiedlichen Tätigkeiten wie Sex, fettreicher Nahrungszufuhr und dem Zahlen der Steuerrechnung.

Die Begleichung der Steuern soll also Wohlgefühle auslösen? Geht hier die Fantasie eines Wissenschaftlers durch, dessen Institut mehrheitlich von öffentlichen Geldern lebt? So simpel ist die Sache nicht, wie auch das menschliche Verhalten nicht auf ein paar einfache biochemische Vorgänge reduziert werden kann. Trotzdem liefern die Wissenschaftler Erkenntnisse, die unsere Alltagserfahrungen oder psychologische Phänomene erhellen helfen. So können Schmerz und Freude überraschende Allianzen eingehen – nicht nur bei Sadomasochisten. Man denke an sich abplagende Langstreckenläufer oder an Frauen während der Geburtswehen oder überhaupt das Glück der Anstrengung, wie es sich etwa während einer anspruchsvollen Bergwanderung einstellt.

Für Professor Linden sind solche Verbindungen wenig überraschend. Das Gegenteil von Vergnügen sei schliesslich nicht Schmerz, sondern Langeweile – ein fehlendes Interesse an Wahrnehmungen und Erfahrung. «In der Terminologie der kognitiven Neurowissenschaft lassen Freude und Schmerz auf eine Auffälligkeit schliessen, das heisst ein Erlebnis, das möglicherweise wichtig ist und deshalb lohnt, Beachtung zu finden. Emotion ist



«Die Sucht ist die dunkle Schwester der Freude»:

der Gradmesser der Auffälligkeit, und sowohl positive Emotionen wie Euphorie und Liebe als auch negative Emotionen wie Furcht, Angst und Ekel signalisieren Ereignisse, die wir auf keinen Fall ignorieren dürfen.» Was wichtig ist, wirkt intensiv.

Der altösterreichische Adelige Leopold Sacher-Masoch (1836–1895) setzte das menschlich-triebhaftes Schmerzverlangen literarisch um und stand Pate für die Bezeichnung Masochismus. In seiner Tradition schreibt die britische Erfolgsautorin E. L. James über Unterwerfungsfantasien von Frauen («Shades of Grey»). Neurowissenschaftlern sind diese Beispiele vor allem Ansporn, in ihrem Fachbereich weiterzudenken. Schliesslich löse ein kleiner, dem



Eine Illustration von Kat Menschik.

Wohlgefühl hinzugefügter Schmerz eine «superauffällige Reaktion» im medialen Vorderhirn aus, so David J. Linden, «und diese trägt wiederum in irgendeiner Weise zur Beliebtheit von sadomasochistischen Praktiken (in manchen Kreisen) bei oder von köstlichem Essen, das kräftig mit Chili gewürzt ist».

Hier bewegt sich die Wissenschaft (noch) im spekulativen Bereich. Nicht aber, wenn es um gute Gefühle geht, die von Drogen und anderen äusseren Stimulationen ausgelöst werden. Menschen sind Ratten – wenigstens in den Versuchslaboratorien der Neurologen. Kein anderes Tier wird so häufig herangezogen, um menschliches Verhalten zu simulieren, wie die kleinen Nager. An der McGill University in

Kanada pflanzten 1953 die beiden Postdoktoranden Peter Milner und James Olds Ratten Elektroden ins Gehirn ein. In einem Fall arbeiteten sie zu wenig genau und platzierten die Elektroden etwas weiter vorne im Gehirn, im sogenannten Septum. Dieser Fehler sollte die Hirnforschung revolutionieren.

Die fragliche Ratte wurde in einen grossen rechteckigen Kasten gesetzt und durfte sich frei bewegen. Jedes Mal, wenn sie sich in eine bestimmte Ecke bewegte, drückte Olds einen Knopf, der einen kurzen, leichten Stromstoss durch die eingepflanzte Elektrode schickte. Schon nach wenigen Stromstössen kehrte die Ratte immer wieder in die gleiche Ecke zurück. Nicht aus Neugier oder Konditionie-

rung, wie das Forscherduo später herausfand, sondern weil die Sonde Impulse im Belohnungszentrum auslöste.

Die beiden Doktoranden erweiterten das Experiment, indem sich die Ratten mit einem leichten Hebeldruck selber stimulieren konnten. Und wie sie es taten: bis zu 7000-mal in der Stunde! Die Aktivierung des Lustzentrums war stärker als alle anderen Anreize. Ratten zogen die Stimulierung ihres Belohnungssystems dem Essen und Trinken vor, selbst wenn sie hungrig oder durstig waren. Weibchen vernachlässigten ihre Jungen, männliche Ratten ignorierten ihre brünstigen Partner. Manche Tiere stellten alle anderen Aktivitäten ein und wären zugrunde gegangen, hätte man sie nicht vom Apparat entfernt. Insgesamt zeigten die Laborratten das gleiche Verhalten wie schwer Drogenabhängige. Oder wie es Linden formuliert: «Die Sucht ist die dunkle Schwester der Freude.»

«Umpolung» eines Homosexuellen

Während sich die Forscher der McGill University mit Ratten begnügten, ging der Amerikaner Robert Galbraith Heath weiter – als erlaubt ist. Anfang 1970 experimentierte er mit Psychiatriepatienten vornehmlich afroamerikanischer Herkunft. Erste Versuche bestätigten die Ergebnisse seiner kanadischen Kollegen. Sein Patient, dem man Elektroden im Septum implantiert hatte, stimulierte sein Belohnungssystem so intensiv, dass er alles andere rundherum vergass.

Der Versuch war aber erst das Warm-up. Da es sich um einen homosexuell veranlagten Patienten handelte, versuchte Heath, ihn wortwörtlich umzupolen. Während der Patient einem Sexfilm mit Frauen und Männern ohne Hirnstimulation noch völlig gleichgültig folgte, änderte sich das Bild umgehend, als er parallel dazu sein Belohnungssystem aktivieren konnte: Bei der zweiten Vorführung des Films habe der Mann eine Erektion bekommen und bis zum Orgasmus masturbiert. Nach der Entlassung ging er eine (sexuelle) Beziehung mit einer Frau ein, verdiente sich aber weiter einen Zustupf als Strichjunge. Längerfristige Beobachtungen sind nicht bekannt.

Forscherlust kann in zynische Spielereien ausarten, aber sie liefert auch wichtige Erkenntnisse, wie beispielsweise Suchtverhalten zu verstehen und möglicherweise zu heilen ist. Verführerisch scheint die Vorstellung, dass wir Hochgefühle quasi per Knopfdruck erzeugen können. Was aber bliebe von den Irrungen und Wirrungen, Kämpfen und dem Scheitern der menschlichen Existenz übrig, warnt David J. Linden: «Wenn gute Gefühle allgegenwärtig sind, welche Wünsche haben wir dann noch?»

David J. Linden. High. Woher die guten Gefühle kommen. C.H. Beck. 272 S.

«Ich bin ein Störfaktor»

Tochter eines Nigerianers, SVP-Politikerin, Naturpark-Direktorin, Rallye-Fahrerin. Gabriella Binkert aus dem Münstertal passt in kein Schema. Sie will ihr Tal besser vermarkten und drängt darum in den örtlichen Gemeinderat. Doch es regt sich Widerstand. *Von Alex Reichmuth und Angelika Annen (Bild)*



Nusstorte, Kräutermutschli und Arvenkistli: Naturpark-Direktorin Binkert.

Die afrikanische Abstammung sieht man ihr kaum an. Nur das krause, dunkle Haar verrät, dass ihr Vater Nigerianer war. Beginnt die 52-Jährige zu reden, treten fremdländische Züge ganz in den Hintergrund. Ein kerniges Bündnerdeutsch ertönt. Gabriella Binkert Becchetti spricht gern. Und sie spricht gern Klartext. «Bei uns im Val Müstair wird zu viel gejammert» ist ein typischer Satz von ihr.

Das Münstertal leidet wie viele Bergtäler unter Abwanderung. Binkert will das ändern. Aufgewachsen im Domleschg, ist sie in den 1980er Jahren wegen ihres damaligen Freundes ins Münstertal gekommen. Sie blieb, nachdem diese Leidenschaft verflossen war. Mittlerweile ist die resolute Frau eine bekannte Figur im Bündner Südtal, das von der Schweiz nur über eine lange Fahrt durch den Vereinatunnel und über den Ofenpass erreicht werden kann. Mehr aus dem Münstertal machen, offensiv für dessen Vorzüge als Feriengegend werben, neue Bergprodukte entwickeln und anbieten – das hat sich Binkert zum Ziel gesetzt. «Wir müssen unsere Chancen nutzen», sagt sie.

Wenn es sein muss, im Dirndl

Binkert hat schon einiges erreicht: Als die örtliche Handweberei Manufactura Tessanda vor einigen Jahren vor dem Aus stand, griff sie ein. Binkert liess sich zur Präsidentin der Stiftung wählen, der die Handweberei gehört, und brachte das Unternehmen auf Vordermann. Seit vier Jahren schreibt dieses nun wieder schwarze Zahlen. Binkert hat auch massgeblich dazu beigetragen, die Tour de Ski ins Tal zu holen. Im kommenden Winter gastiert der renommierteste Langlauf-Wettbewerb der Welt erstmals im Münstertal.

Vor allem aber engagiert sich Binkert als Direktorin der Biosfera Val Müstair, die den Status eines national anerkannten Naturparks hat, für ihr Tal. An unzähligen Gewerbe- und Ferienmessen hat sie die Biosfera schon vertreten und lokale Produkte wie Nusstorte, Kräutermutschli und Arvenkistli feilgeboten. Wenn es angesagt ist, steht Gabriella Binkert auch im Dirndl hinter einem Stand – obwohl solche Kleidung eigentlich nichts mit dem Tal zu tun habe, wie sie zugibt. «Aber Hauptsache, es hilft, auf uns aufmerksam zu machen.»

Zugute kommt ihr dabei die langjährige Erfahrung in der Wirtschaft und ihre Weltläufigkeit. Ausgebildet als Hotelkauffrau, arbeitete sie nach dem Wechsel ins Münstertal zunächst für eine Firma, die auf den Vertrieb von Fens-

ter- und Türbeschlägen spezialisiert war. Schon in dieser Funktion kam sie viel in der Welt herum. 1993 machte sie sich selbständig und nahm Aufträge von Unternehmen an, um allerlei Zubehör für Türen und Fenster zu vermarkten. Einige Jahre später gründete sie zudem mit einem Geschäftspartner, der heute ihr Ehemann ist, eine Firma, die sich in der gleichen Branche engagiert. Noch heute ist Binkert als Unternehmerin viel unterwegs, «von den USA bis zur Ukraine» – obwohl sie inzwischen zu sechzig Prozent als Direktorin der Biosfera verpflichtet ist. Sie komme aber immer gerne ins Münstertal zurück. «Hier kann ich wunderbar meine Batterien aufladen», so Binkert.

Beschwerde beim Verwaltungsgericht

Seit einigen Wochen ist ihre Freude am Tal aber getrübt. Binkert will ihren Einfluss im Gemeinderat des Münstertals geltend machen, und zwar als Vertreterin der SVP und des lokalen Handels- und Gewerbeverbands, den sie seit diesem Sommer präsidiert. Also meldete sie ihre Kandidatur für den Wahlkreis Santa Maria an. Doch das gab Ärger.

Sie könne nicht kandidieren, weil sie als Direktorin der Biosfera dem Gemeinderat direkt unterstellt sei, richteten ihr die Gemeindebehörden aus. Die beiden Aufgaben seien unvereinbar. In der Folge fehlte ihr Name auf der offiziellen Kandidatenliste. Doch Binkert liess sich nicht zurückweisen. «Jeder Bürger und jede Bürgerin mit einwandfreiem Leumund kann in eine Gemeindebehörde gewählt werden», sagt sie. Sollte ihr Mandat für die Biosfera tatsächlich mit dem Gemeinderatsamt unvereinbar sein (was Binkert bezweifelt), könne sie nach einer Wahl ja immer noch als Direktorin der Biosfera zurücktreten.

Binkert deponierte eine Beschwerde beim kantonalen Verwaltungsgericht. Der Gemeinderat krebste zurück. Er verschob die Wahl im Wahlkreis Santa Maria um zwei Wochen auf das kommende Wochenende – und druckte eine neue Wahlliste, auf der sie nun ebenfalls aufgeführt ist. Der parteilose Gemeindepräsident Arno Lamprecht spricht gegenüber der *Weltwoche* von einem bedauerlichen Fehler, der

der Gemeinde bezüglich der Wählbarkeit Binkerts unterlaufen sei.

Gabriella Binkert glaubt nicht an einen Irrtum. Sie ist überzeugt, dass man sie als Gemeinderätin bewusst verhindern wollte. «Ich bin eben direkt und sage immer, was ich denke.» Darum würde sie von vielen als Störfaktor wahrgenommen, so Binkert. Dabei brauche es dringend mehr kritische Stimmen im Gemeinderat. Es werde dort zu viel gekuschelt. Gemeindepräsident Arno Lamprecht weist diese Interpretation entschieden zurück. Der Fehler mit der Wählbarkeit habe keinesfalls mit der Person Binkerts zu tun gehabt. Es bestünden keine Ressentiments ihr gegenüber. Binkert macht jedoch geltend, sie werde von vielen Bewohnern des Münstertals auch nach über einem Vierteljahrhundert als «Auswärtige» betrachtet. Weil sie im Beruf und als Biosfera-Direktorin einiges erreicht habe, spiele wohl auch Neid eine Rolle.

Beigetreten ist sie der SVP aus Empörung über die Abwahl von Bundesrat Christoph Blocher.

Der Knatsch um ihre Kandidatur für den Gemeinderat raubt Gabriella Binkert nicht den Schlaf. Hervorgegangen aus einer Liaison einer Schweizerin mit einem Nigerianer in London, ist sie es gewohnt, aus der Norm zu fallen. Als ihre Mutter mit ihr schwanger war, ging die Beziehung in die Brüche. Die Mutter kehrte zur Geburt in die Schweiz zurück. Der Vater reiste weiter. Später stieg er in seinem Heimatland zum Kulturminister auf. Kennengelernt hat Binkert ihren Vater nie. Dafür hat sie heute Kontakt zu mehreren Halbschwestern, die in Nigeria leben. «Mein Vater war ein Lebemann», sagt Binkert augenzwinkernd. Als ihr im Primarschulalter bewusst wurde, dass sie von einem Afrikaner abstamme, habe sie das «noch lässig» gefunden.

Aus der Norm fällt Gabriella Binkert auch als Naturpark-Direktorin. Im Gegensatz zu anderen Chefs von Naturparks hat sie mit der Ökobewegung nicht viel am Hut. Die Biosfera Val Müstair, an deren Aufbau sie entscheidend

beteiligt war, versteht sie denn auch nicht als Vehikel für mehr Umweltschutz. «Wir brauchen hier keine Projekte, um zu zählen, wie viele Haare die Schnecken im Tal haben», scherzt Binkert. Gefragt seien vielmehr Projekte, die zur Wertschöpfung beitragen. Die Förderung lokaler Produkte und des Tourismus steht für sie als Direktorin der Biosfera im Vordergrund. Statt für Naturschutzprojekte engagiert sie sich lieber für den Bau von Bergbahnen. In ihrer Freizeit fährt sie Oldtimer-Autos und nimmt hie und da an Rallyes teil – ein untypisches Hobby für jemanden, der einen Naturpark leitet.

Ein Unikum in der links-grün geprägten Naturpark-Szene ist Binkert auch als SVP-Mitglied. Beigetreten ist sie der Partei nach der Abspaltung der BDP, aus Empörung über die Abwahl von Bundesrat Christoph Blocher. «Dass ich zur SVP ging, hat im Tal viel Irritation ausgelöst», sagt Binkert. Denn auch hier gelte eine Mitgliedschaft bei der Volkspartei bei vielen als anrühlich. Doch mittlerweile führt sie nicht nur die SVP-Sektion des Münstertals, sondern ist auch zur Vizepräsidentin der Kantonalpartei aufgestiegen.

Sie spüre nebst Ablehnung auch viel Zustimmung im Tal, sagt Gabriella Binkert. Einige Bewohner hätten sie sogar ausdrücklich ermutigt, sich gegen die Verhinderung ihrer Gemeinderatskandidatur zu wehren. Die Auseinandersetzung mit der Gemeinde wird wohl auch nach einer allfälligen Wahl am kommenden Sonntag weitergehen. Binkert würde eine Kündigung als Naturpark-Direktorin nicht kampflos hinnehmen – und von den kantonalen Behörden prüfen lassen, ob das Amt als Naturpark-Direktorin tatsächlich mit dem als Gemeinderätin unvereinbar ist.

Für den Fall, dass sie den Direktoren-Job dennoch abgeben müsste, hegt Gabriella Binkert schon neue Pläne. Zusammen mit ihrem Mann eröffnet sie demnächst einen Gasthof in einem Weingut am italienischen Gardasee. Vorgesehen ist, dass Angestellte den Betrieb führen. Doch sie kann sich gut vorstellen, selber vor Ort Gäste zu betreuen. Ihr Geschäftssinn käme dann halt einer anderen Tourismusregion als dem Münstertal zugute. ○

Wo Sicherheit an erster Stelle liegt.

Kompetenz in der Vorsorge seit 1876

PAX Versicherungen
Aeschenplatz 13, Postfach, 4002 Basel
Telefon +41 61 277 66 66, Telefax +41 61 277 64 56
info@pax.ch, www.pax.ch

PAX
VERSICHERUNGEN



Als könnte man sich ein Kind wie einen Schal um den Hals wickeln.

Kinderlos glücklich

Wer Mitte dreissig ist und noch keinen Nachwuchs hat, irritiert. Vor allem als Frau und vor allem, wenn sie mit sich und dem Leben ganz zufrieden ist. Von Melanie Mühl

Es beginnt mit Mitte dreissig. Spätestens. Von diesem Zeitpunkt an mehren sich die spitzen Bemerkungen. Oft fallen sie wie nebenbei, freundlich und harmlos, meist, wenn Mütter ihre frisch geborenen Kinder wie eine Trophäe im Kreise der Verwandten präsentieren, die sich freilich zuallererst entzückt auf den Nachwuchs stürzen: «Meine Güte, ist die süss! Ganz die Mama!» – «Und so lieb! Ist ja kein Wunder – bei den Eltern.» Sobald der allgemeine Jubel langsam abgeklungen ist, fällt der Blick auf die Kinderlosen im Raum: «Sag mal, wann wollt ihr eigentlich Kinder? Warte bloss nicht zu lange, du weisst ja, wie das mit einer Risikoschwangerschaft ist. Und so ein niedliches Ding würde dir doch so gut stehen!» Als könnte man sich ein Kind wie einen Schal um den Hals wickeln.

Wer mit Mitte dreissig noch kein Kind hat und trotzdem zufrieden mit sich und seinem Leben ist, irritiert – zumindest tun das Frauen. Männer können bekanntlich, wie kürzlich ein indischer Bauer mit über neunzig Jahren bewiesen haben soll, sehr, sehr lange Kinder zeugen.

Eltern gegen Nicht-Eltern

Irgendetwas also scheint mit kinderlosen Frauen nicht in Ordnung zu sein. Die Vermutung, dass es sich bei ihnen um karriereversessene Egoistinnen handelt, liegt für viele inzwischen reflexartig auf der Hand, zumal seit jeder verstanden haben dürfte, dass die Überalterung unserer Gesellschaft ein ziemlich grosses Problem darstellt. Da wir in einer Multioptionsgesellschaft leben, könnte man

allerdings annehmen, sich für dieses oder jenes Lebensmodell zu entscheiden, sei eine selbstverständliche Angelegenheit. Doch offensichtlich ist es das nicht. Man wird den Eindruck nicht los, dass der Graben zwischen Eltern und Nicht-Eltern in den vergangenen Jahren stetig tiefer geworden ist. Die Fronten haben sich verhärtet. Der implizit bzw. explizit formulierte Aufruf zum Kinderkriegen seitens der Politik, der, untermalt mit Statistiken erschreckend niedriger Geburtenraten und in knallige Schlagzeilen verpackt, durchs Land schallt, trägt einen erheblichen Teil dazu bei – als liesse sich irgendjemand durch rhetorische Aufrüstung zur Familiengründung animieren. In Deutschland forderten Junge-Union-Abgeordnete vor einigen Monaten sogar eine Sondersteuer für Kinderlose.

Die «Gebärverweigerinnen» – ein Ausdruck, der an Popularität gewonnen hat – eignen sich freilich hervorragend als Aggressionsobjekt. Sie scheinen den Typus des unsolidarischen Selbstoptimierers zu verkörpern, der am liebsten um sich und die Frage kreist, an welcher Ecke wohl das nächste Glück auf ihn wartet. Dieses Glück kann in Form eines neuen Partners, eines neuen Autos, einer Südsee-Luxus-



die Kinderfeindliche, die Pessimistin und die Partner-Orientierte, die fürchtet, dass ein Kind die erotische Liebesbeziehung gefährden könnte. Eine Furcht, die nicht ganz unbegründet ist. Mit einem ausgeprägten Hang zum Hedonismus hat die Entscheidung gegen Kinder in der Regel jedenfalls nichts zu tun.

Was ausserdem nicht vergessen werden darf, wenn es um die Kinderfrage geht, ist die eigene Sozialisationsgeschichte. Dass sich Scheidungskinder später häufiger gegen Kinder entscheiden als Nicht-Scheidungskinder, dürfte niemanden verwundern. Ihnen fehlt schlicht ein positives *role model*. Den Eltern ist es nicht gelungen, ihre Beziehung gegen innere und äussere Angriffe erfolgreich zu verteidigen – am Ende sind sie getrennte Wege gegangen. Die Angst, in dieselbe Falle zu tappen, dem «Wiederholungszwang» zu erliegen, kann übermächtig sein.

Oder nehmen wir den Freundeskreis, der, was die eigene Familienplanung betrifft, durchaus als abschreckendes Beispiel dienen kann. Womöglich ist der eine oder andere einfach zu oft Zeuge geworden, wie Familien, die stets ein harmonisches Miteinander vermittelt haben, plötzlich auseinanderbrachen, weil sich der Mann, die Frau oder beide neu verliebt haben.

Man kann zudem davon ausgehen, dass nicht jede Frau bereit ist, sich einzureden, eine erfolgreiche Karriere und ein Dasein als perfekte Mutter seien zwei Dinge, die sich miteinander vereinbaren liessen. Wer zum Perfektionismus neigt, wird vor diesem Spagat zurückschrecken. Die Schuldgefühle sind vorprogrammiert: Letztendlich wird es immer eine Seite geben, der man nicht gerecht wird, ganz gleich, wie sehr man es auch versucht. Der Vereinbarkeitsbegriff ist nichts anderes als ein Euphemismus.

Die Soziologin Jutta Allmendinger hat vor wenigen Jahren im Rahmen einer Studie junge Frauen und Männer zwischen zwanzig und dreissig zu ihren Lebensvorstellungen befragt. Es stellte sich dabei heraus, dass Vätern ihre Arbeit wichtiger ist als kinderlosen Männern. «My work is my home» nannte das Arlie Hochschild einmal.

Und damit wären wir bei einem ganz entscheidenden Punkt angelangt, der zwar banal klingen mag, es aber nicht ist: Wer sich nicht nur Kinder, sondern auch eine Familie wünscht, der braucht den richtigen Partner an seiner Seite. Und der ist eben nicht automatisch zur Stelle. «Keine Kinder in die Welt zu setzen, ist eine freie Entscheidung und nicht etwa ein Handicap», schreibt die Französin Corinne Maier in ihrem Buch «No Kid». Und damit hat sie recht.

Melanie Mühl, Jahrgang 1976, ist Redaktorin im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und Buchautorin. Von ihr erschien unter anderem «Die Patchwork-Lüge» (Carl-Hanser-Verlag).

reise oder was auch immer auftauchen, je nach momentaner Stimmungslage, sprich Konsumlust.

Das ist natürlich absurd. Kinderlosigkeit kann viele Gründe haben, medizinische oder psychologische zum Beispiel. Das Leid jener Frauen, die sich der Qual einer, meistens sogar mehrerer Hormonbehandlungen aussetzen, um endlich schwanger zu werden, ist unermesslich. Das Leid ihrer Partner, die sie auf diesem oft enttäuschungsreichen Weg begleiten, ist es ebenso. Die Frage «Ihr wollt doch Kinder, oder etwa nicht?» ist in solchen Fällen blanker Hohn. In den Vereinigten Staaten, in Kanada, Australien und England wurden übrigens bereits Mitte der achtziger Jahre «Anti-Eltern-Verbände» gegründet, als eine Art Gegenlobby, die sich dafür einsetzt, das Wort *childless* durch *childfree* zu ersetzen.

Wenn der richtige Partner fehlt

In ihrer Studie «Kinderwunschlos glücklich?» versucht die österreichische Soziologin Mariella Hager Antworten auf die Frage zu finden, weshalb gerade Akademikerinnen häufig auf Kinder verzichten. Sie unterscheidet fünf Typen: die Karrierefrau, die Freiheitsliebende,

**Jetzt
exklusiv für
Weltwoche-
Leser!**



Als Abonnent/-in
der Weltwoche
jetzt TV-Star

CHF 60.-
günstiger.

TV-Star – Ihre Schweizer Fernseh-Stars

- Das topaktuelle und übersichtliche TV-Programm mit täglich 60 Sendern.
- Tagestipps und Film-Highlights mit Bewertungen der eigenen Redaktion.
- Vielfältiger Magazinteil: alles über die TV- und Showszene.
- Originelle Kolumnen, grosser Rätselteil.

**Jetzt bestellen und
CHF 60.- sparen:
Telefon 043 444 57 01**

DIE WELTWOCH
TVstar

Nebel über Bengasi

Immer neue Informationen über den Anschlag von Bengasi dringen an die Öffentlichkeit. Sie deuten auf ein kapitaless Versagen der US-Regierung hin. Zwei Monate hat Obama über seine Rolle geschwiegen. Nach den Wahlen wird er sich nicht mehr um die Wahrheit drücken können. *Von Urs Gehriger*

Das Datum war nicht zufällig gewählt. Am 11. September, dem elften Jahrestag von 9/11, haben islamistische Terroristen in Bengasi, Libyen, das US-Konsulat angegriffen. Trotz verzweifelten Hilferufen an die eigene Regierung in Washington wurden die Einkesselten ihrem Schicksal überlassen. In einem achttündigen Gefecht starben Botschafter Stevens und drei Amerikaner. Es war das erste Mal seit 1979, dass ein amerikanischer Botschafter bei einem gewalttätigen Angriff ums Leben kam.

Seit Wochen tröpfeln neue Details über die Ereignisse an die Öffentlichkeit, die immer stärker auf ein komplettes Versagen der Regierung hindeuten. Die Regierung selbst hüllt sich in eisernes Schweigen. Auf keinen Fall sollte das Thema die Wahlen negativ beeinflussen. Wer kritische Fragen über die Verantwortlichkeit und den genauen Hergang der Katastrophe stellt, wird an eine Untersuchungskommission verwiesen, die dereinst Klarheit schaffen soll.

Libyen gilt als Glanzstück der Aussenpolitik Obamas. Ohne einen Soldatenstiefel in den Sand zu setzen, wurde Gaddafi gestürzt, Wahlen wurden abgehalten und neue Bande mit dem Ölstaat geknüpft. Eine Schlüsselfigur dieses Erfolgs war Botschafter Christopher Stevens. Er stand seiner Regierung mit wegweisendem Rat zur Seite, den er mittels pausenlosen Feldeinsatzes und dank einem dichten Kontaktnetz zu diversen lokalen Clans und Gruppen erwarb.

Entgegen Beteuerungen der Obama-Regierung erfolgte der Angriff nicht aus heiterem Himmel. Bereits im April und Juni kam es in Bengasi zu Anschlägen. Monate vor seinem Tod hatte Stevens seine Sorge über die «endlosen Sicherheitsbedrohungen in Bengasi» der Regierung kommuniziert. Wiederholt forderte er Verstärkung für die Bewachung seiner Leute. Washington lehnte ab.

Der Anschlag

In einem geheimen Bericht vom 16. August über ein Notfalltreffen in der US-Mission von Bengasi wurde vermerkt, dass das Konsulat nicht ausreichend geschützt werden könne. Dennoch wird der Sprecher des Weissen Hauses, Jay Carney, am 14. September, drei Tage nach dem tödlichen Angriff, sagen: «Wir waren uns keiner gesicherten Informationen bewusst, die eine erhöhte Sicherheit erfordert hätten.»

In US-Medien veröffentlichte E-Mails, vertrauliche und geheime Dokumente sowie an-

onyme Quellen vermitteln heute einen Überblick über den Ablauf des Anschlags: Am Abend des 11. Septembers herrscht vor dem Konsulat in Bengasi Ruhe. Es gibt keine Anzeichen von Protesten gegen ein islamfeindliches Youtube-Video, wie sie zur selben Zeit in Kairo stattfinden. Es ist bereits dunkel, als eine Gruppe von bewaffneten Männern vor dem diplomatischen Hauptsitz vorfährt. Um 21.40 Uhr Lokalzeit eröffnet sie das Feuer mit Gewehren und Granatwerfern. Botschafter Stevens und Konsulatsangestellte schlagen Alarm.

Aus einem Zweitgebäude, rund 1500 Meter entfernt, versucht CIA-Stationschef Tyrone Woods die «17.-Februar-Brigade», andere befreundete Milizen sowie den libyschen Geheimdienst aufzubieten. Niemand reagiert. Um 22.04 Uhr macht sich ein siebenköpfiges CIA-Team aus dem Zweitgebäude auf. Heftiger Beschuss erschwert das Vordringen in das Konsulat. Das Team rettet eine Gruppe von Konsulatsmitarbeitern und birgt die Leiche des diplomatischen Angestellten Sean Smith. Hingegen gelingt es nicht, zu Botschafter Stevens vorzu-

Die ersten Hilferufe erreichten Washington unmittelbar nach Beginn des Angriffs.

dringen, der sich in einem Sicherheitsraum verbarrikadiert hat. Stunden später erst wird er befreit und stirbt an Rauchvergiftung.

Unter Beschuss der Angreifer zieht sich das Rettungsteam um 23.30 Uhr wieder zurück in das Zweitgebäude, welches in der Folge auch attackiert wird. Dort sterben am frühen Morgen Glen Doherty und CIA-Stationschef Tyrone Woods, beide ehemalige Navy-Seals, durch einen Granatbeschuss. Um 6 Uhr früh – acht Stunden nach dem ersten Hilferuf – trifft eine libysche Sicherheitseskorte am Tatort ein und bringt die überlebenden Amerikaner zum Flughafen. Um 10 Uhr fliegen die letzten Amerikaner mit den vier Leichen aus.

Die ersten Hilferufe aus Bengasi erreichten Washington unmittelbar nach Beginn des Angriffs. In den folgenden Stunden steht die Regierung via Depeschen und Audioverbindung in Kontakt. Um 23.11 Uhr trifft eine Predator-Drohne über Bengasi ein. Da sie keine Waffen mitführt, kann sie nicht eingreifen. Doch sie versorgt die Regierung mit Luftaufnahmen. Somit steht die Regierung nicht nur in direktem Nachrichtenkontakt mit ihren belagerten

Gesandten vor Ort, neunzig Minuten nach dem Beginn des Angriffs kann sie das Geschehen auch via Live-Übertragung aus der Luft mitverfolgen.

Der Informationsfluss nach Washington ist so präzise, dass die CIA-Zentrale bald die Täter identifizieren kann. CIA-Berichte von 1.15 Uhr Lokalzeit nennen die «mit al-Qaida verbundene Ansar al-Sharia Miliz» als Urheber.

Was tut die Regierung?

Im Verlauf der Nacht lässt das Pentagon ein militärisches Rettungskommando von Zentraleuropa nach Sigonella, Sizilien, verlegen, eine Flugstunde von Bengasi entfernt. Das Team, bekannt als «The Commander's In-extremis Force», ist speziell konzipiert für Schnelleinsätze bei überraschenden Notfällen. Laut Aussagen von Regierungsmitgliedern erreicht das Team Sizilien allerdings erst, als der Angriff bereits vorbei ist.

Um 0.30 Uhr, fast drei Stunden nach Angriffsbeginn, macht sich in der libyschen Hauptstadt Tripolis ein siebenköpfiges CIA-Hilfsteam auf den Weg. Es trifft um 1.15 Uhr auf dem Flughafen von Bengasi ein. Bis 4.30 Uhr kann es das Flughafengelände nicht verlassen. Die Verzögerung entsteht aufgrund komplizierter Verhandlungen mit den libyschen Behörden, Problemen bei der Beschaffung von Fahrzeugen und unklaren Missionsplänen.

Der grössten Streitmacht der Welt stehen in dieser Nacht noch weitere Mittel zur Verfügung, um rasch einzugreifen. F-16-Kampffjets zum Beispiel und Apache-Kampfhelikopter. Doch sie bleiben unbewegt auf dem italienischen Luftstützpunkt Aviano stehen. Ausserdem befinden sich zwei Zerstörer der US-Navy unweit der libyschen Küste. Auch sie werden nicht eingesetzt. Auf die Frage, warum das US-Militär nicht mehr unternommen habe, um die Landsleute in Not zu retten, sagte Verteidigungsminister Leon Panetta: Die erste Regel in solchen Situationen sei es, keine Truppen Gefahren auszusetzen, solange kein klares Bild der Lage vor Ort vorliege.

Wo ist der Präsident?

Das letzte Mal, dass sich Barack Obama vor dem Anschlag in der Öffentlichkeit bewegt, ist am Nachmittag des 11. September. Im Pentagon nimmt er an einer Gedenkveranstaltung für die 9/11-Opfer teil. Gemäss Präsidentenprotokoll kehrt er um 16.50 Uhr ins Weisse Haus zurück, wo Verteidigungsminister Pa-



Live-Übertragung aus der Luft: bewaffneter Terrorist nach dem Angriff auf die US-Botschaft am 11. September 2012.

netta wegen eines im Voraus geplanten Treffens auf ihn wartet.

Gemäss Angaben aus dem Weissen Haus wurde Obama um 17 Uhr über den Angriff in Bengasi informiert. Zu diesem Zeitpunkt steht der diplomatische Aussenposten in Libyen bereits seit über einer Stunde unter Beschuss, Botschafter Stevens sitzt im brennenden Konsulatsgebäude fest. Das erste Mal, dass Obama wieder in der Öffentlichkeit auftaucht, ist um 10.35 Uhr am nächsten Morgen im Rosengarten vor dem Weissen Haus, wo er die Welt über den Tod der vier Amerikaner informiert. Danach reist er an einen Wahlspendenanlass nach Las Vegas.

Was hat der Präsident in den gut siebzehn Stunden dazwischen gemacht? Über Obamas Rolle in der Nacht, als sein Botschafter erstickte, liegt dichter Nebel. Obama selbst hat sich bis dato in Schweigen gehüllt. Einzig am 27. Oktober nahm er gegenüber einem hartnäckigen TV-Reporter aus Colorado kurz Stellung: «Im Moment, als ich herausgefunden hatte, was ablief, gab ich drei klare Anweisungen.» Diese Anweisungen seien gewesen: untersuchen, was geschehen war, die Urheber zur Verantwortung ziehen und – wohl die wichtigste Anweisung, währenddem der Angriff noch in vollem Gang war – «dafür sorgen, dass wir unser Personal in Sicherheit bringen, und tun, was immer wir tun müssen».

Was immer Obama mit «was immer» gemeint hat – für einen «Commander in Chief» und seine Regierung gibt es vor allem etwas, was sie «tun müssen»: alles Erdenkliche in Gang setzen, um den Landsleuten in Lebensgefahr zu Hilfe zu eilen.

Hat Obama diese Pflicht erfüllt? Hat er die ganze Nacht – wie es vom Oberbefehlshaber erwartet wird – den Kommandoraum nicht verlassen? Hat er alle Rettungsoptionen ausgelotet? Warum hat er die Counterterrorism Security Group (CSG), eine Truppe von Spezialisten aus Aussen- und Verteidigungsministerium sowie Geheimdiensten, nicht aufgeboden? Hat er alle Entscheide selbst gefällt? Wenn ja, war er es, der Militär und Geheimdienste von einem forcierten Einsatz abgehalten hat? Hatte Obama keine Kenntnis von den CIA-Informationen, dass die Angreifer islamistische Terroristen waren? Falls doch, warum hat er während Tagen suggeriert, die Bluttat stehe im Zusammenhang mit spontanen Protesten gegen ein islamfeindliches Youtube-Video?

Dutzende von Fragen stehen seit Wochen im Raum. Statt Klarheit zu schaffen, verweist die Regierung auf eine Untersuchungskommission. Seit fast zwei Monaten forscht sie; wann ihr Bericht erscheint, ist nicht bekannt. Sehr eilig scheint sie es nicht zu haben. Vierundzwanzig

Tage hat es gedauert, bis das FBI die Spurensuche aufgenommen hat. In der Zwischenzeit haben zahlreiche Journalisten den Ort der Bluttat besucht und persönliche Gegenstände sowie Briefe der Konsulatsangestellten gefunden.

In Obamas Bunker

Neben Dutzenden von Ungereimtheiten ist ein Umstand besonders bemerkenswert. Trotz der Brisanz dieser Ereignisse hat das Gros der Medien die Berichterstattung über die Rolle der Regierung im Bengasi-Fall auf Sparflamme gehalten. Neue Informationen kamen massgeblich durch Recherchen von Fox News, CBS und kleinen Nachrichtenportalen an die Öffentlichkeit. Pat Caddell, ehemals Wahlhelfer von Jimmy Carter und Joe Biden, bezeichnet die Rolle der Medien im Bengasi-Fall als «widerwärtig». «Die Presse war in Obamas Bunker in einem Ausmass, wie ich es noch nie gesehen habe.»

Obamas Strategie, das Thema bis zu den Wahlen auf Distanz zu halten, ist aufgegangen. Unabhängig vom Wahlausgang lohnt es sich, genau hinzuschauen, wenn sich der Nebel über Bengasi langsam lichtet. Nicht an Hurrikan «Sandy», sondern an der Bluttonacht von Bengasi lässt sich messen, ob der 44. Präsident der USA seiner Aufgabe als Oberbefehlshaber gewachsen ist. ○

«Für Pessimismus gibt es keinen Grund»

Der deutsche Wirtschaftswise Bert Rürup sagt Deutschland und auch der Schweiz «fette Jahre» voraus. Für die «Insel der Glückseligen» mit dem eigenständigen Schweizer Franken sieht er aber eine beschränkte Lebenserwartung. *Von Markus Schär*

Wo möchten Sie wiedergeboren werden?

In Deutschland.

Im Ernst?

Ja, das ist ein tolles Land. Deutschland überzeugt mich mit seinen drei charakteristischen Elementen: erstens die soziale Marktwirtschaft, also der organisierte Ausgleich von Interessengegensätzen. Zweitens ein Mittelstand, wie ihn nur ganz wenige Länder kennen, darunter die Schweiz. Er ist Rückgrat und Unternehmerreserve der deutschen Wirtschaft. Und drittens die grossen Gewerkschaften. Sie übernehmen durchweg gesamtwirtschaftliche Verantwortung; unter den moderaten Lohnabschlüssen des letzten Jahrzehnts standen immer zwei Unterschriften. Dieses Modell ist einmalig und lässt sich nicht exportieren.

Sie schliessen sich dem Exodus Ihrer Landsleute in die Schweiz also nicht an?

Ich bin gerne zu Besuch in der Schweiz. Mich beeindruckt, wie perfekt organisiert dieses Land ist. Aber die Prozedur, wie man zur Schweizer Staatsbürgerschaft kommt, gefällt mir weniger.

Ist wenigstens Ihr Geld in der Schweiz?

Da ich mein Geld nur in gute Hände gebe, ist die Schweiz natürlich eine Option. Das ist nicht verboten, und die deutschen Finanzämter haben nichts dagegen.

Sie sind Sozialdemokrat ...

... schon seit mehr als vierzig Jahren.

Und wir Schweizer haben in den letzten Jahren eher Mühe mit deutschen Sozialdemokraten.

Sie meinen bestimmt nicht alle, sondern vor allem einen. Nun, ich kenne Peer Steinbrück und verstehe mich gut mit ihm. Er hat das Vorwort zu meinem jüngsten Buch geschrieben. Seine Wortwahl gegenüber der Schweiz empfand ich freilich als nicht sonderlich staatsmännisch; damit wurden auf beiden Seiten Aggressionen und Aversionen geschürt. Ich schliesse allerdings nicht aus, dass seine Aussagen auch nach Deutschland gerichtet waren.

Haben Sie mit Steinbrück darüber gesprochen?

Natürlich, und völlig konträr sind unsere Auffassungen nicht.

Was heisst das?

Die Schweiz ist ein souveräner Staat, der sich ein Hineinreden in seine Gesetzgebung verbitten kann. Diese Souveränität verbietet es aber einem Ausländer nicht, in spezifisch

schweizerischen Vorschriften ein Unterlaufen von internationalen Standards zu sehen. Die feinsinnige Unterscheidung zwischen Steuerhinterziehung und Steuerbetrug und die sich anschliessenden Rechtsfolgen sind – sagen wir mal – gewöhnungsbedürftig.

Würden Sie dem Steuerabkommen zustimmen?

Ja – mit einer Mentalreservation. Letztlich sind aber bis zu 41 Prozent einer Summe X besser als 60 Prozent von nix. Im Übrigen erinnere ich daran, dass Hans Eichel als SPD-Finanzminister im Jahr 2003 eine Steueramnestie erliess, die weit generöser war als das, was jetzt vorliegt.

Im Buch, das Sie dieses Jahr herausgegeben haben, sagen Sie Deutschland «fette Jahre» voraus.

Die Perspektiven für Österreich und vor allem für die Schweiz sehe ich ähnlich gut.

Warum eigentlich «fette» Jahre?

Weil wir glauben, dass Deutschland in den kommenden Jahren die Früchte der Erneuerung als Wirtschaftsstandort ernten wird. Ich gebe aber zu, ein bisschen hatte beim Titel die Marketingabteilung des Verlags die Finger im Spiel.

Heute will doch niemand mehr fett sein.

Die Deutschen lieben es, die Zukunft düster zu sehen. Nicht umsonst ist im Englischen neben Kindergarten, Gemütlichkeit oder Blitzkrieg auch Angst zu einem Lehnwort geworden. Da wollten wir dagegenhalten und zeigen, dass es für den wirtschaftlichen Zukunftspessimismus, der lange Zeit wie Mehltau auf Deutschland lag, keinen Grund mehr gibt. Im letzten Jahrzehnt hat sich der Wirtschaftsstandort Deutschland neu erfunden.

Dank der «Agenda 2010» von SPD-Bundeskanzler Gerhard Schröder, wie Sie meinen.

Nicht nur. Richtig ist, dass es in keinem anderen OECD-Land so weitreichende Reformen gab. Gleichzeitig spielten aber auch die Unternehmen sehr gut mit: Sie verschlankten ihre Organisationsstrukturen, verstärkten die Eigenkapitalbasis und erhöhten zugleich ihre Profitabilität. Das «Tarifkartell» – wie es die FAZ gelegentlich nannte – von Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften zeigte, zu welch beschäftigungs- und wachstumsfreundlichen Abschlüssen es in der Lage ist. Zudem erlag die deutsche Wirtschaftspolitik nie der Verlockung, wie die angelsächsischen Länder vor allem auf Dienstleistungen im Allgemeinen und Finanzdienstleistungen

im Besonderen zu setzen. Nicht zuletzt deshalb hat Deutschland derzeit den wohl leistungsfähigsten industriellen Sektor der Welt. In keinem Land ist der Anteil an hochtechnologischen und wissensbasierten Produkten höher. Es gibt 1400 *hidden champions*, also mittelständische Unternehmen, die in ihren Nischen Weltmarktführer sind.

Und die Märkte für diese Unternehmen wachsen immer noch.

Ja, das ist der historische Glücksfall – für Deutschland wie für die Schweiz: Noch nie in der Geschichte der Menschheit modernisierten so viele bevölkerungsreiche Länder ihre Wirtschaften gleichzeitig – insgesamt über drei Milliarden Menschen. Und die Angebotspalette der deutschen Wirtschaft passt wie der Schlüssel ins Schloss der Nachfrage aus diesen Ländern.

Die EU strebt jetzt eine Reindustrialisierung Europas bis 2020 an. Aber eine Reindustrialisierung kann doch nicht der EU-Kommissar Oettinger befehlen.

Natürlich nicht. Die EU will damit aber ein wichtiges Signal senden, also den Staaten, genauer den Regierungen, sagen, sie sollten verstärkt auf die Industrie schauen und weniger auf Dienstleistungen, namentlich Finanzdienstleistungen, setzen.

Aber von nichts kommt nichts.

Die Realwirtschaften müssen ihre Wettbewerbsfähigkeit zurückgewinnen. Diese bestimmen – neben dem Steuersystem – im Wesentlichen drei Preise: der Lohn, der Zins und der Wechselkurs. Zins und Wechselkurs entfallen im Euro-System als Instrumente der nationalen Wirtschaftspolitik, also kommt es besonders auf die Arbeitskosten an. Deutschland hat das sehr früh erkannt, und die Krisenländer lernen es gerade. Schauen Sie mal ihre verbesserten aktuellen Leistungsbilanzen an. Deshalb bin ich Optimist: Kein Land wird den Euro freiwillig aufgeben, also muss eine Reihe von Ländern schmerzhaft Reformen durchziehen.

Deutschland vertreibt die Industrie mit seiner Energiepolitik.

Dazu wird es sicher nicht kommen.

Unternehmer und Gewerkschafter warnen aber bereits.

Das ist richtig, da zeigt sich wieder die pessimistische Sicht der Dinge. Ich gebe zu: Die Energiewende im letzten Jahr war überstürzt – aber in der Sache richtig und von einer breiten Mehrheit gewollt. Dennoch muss ein hoch-



«Die Schweiz ist natürlich eine Option»: Sozialdemokrat Rürup, 69.

industrialisiertes Land auf die Stromkosten achten. Da haben Sie einen Punkt. Aber bevor es zu einem Exodus der Industrie käme, würde die Politik sicher schnell handeln.

Bei allem Optimismus ...

... ich würde es eher als Realismus bezeichnen.

Im Vergleich mit anderen Experten sind Sie ein Super-Optimist.

Wir schätzen, dass die deutsche Wirtschaft in den nächsten zehn Jahren um die zwei Prozent pro Jahr wächst. Erachten Sie das als superoptimistisch?

Nicht wirklich.

Na also. Wir erwarten nur, dass die deutsche Volkswirtschaft gegenüber den Jahren 1995 bis 2005, als wir mit einer Reihe von Problemen zu kämpfen hatten und nur auf ein durchschnittliches Wirtschaftswachstum von jährlich einem Prozent kamen, in den nächsten Jahren mit einer höheren Wachstumsrate rechnen kann.

Was kann in Ihrem Szenario schiefgehen?

Dass die Situation mit dem Euro völlig aus den Fugen gerät oder dass es kriegerische Auseinandersetzungen beispielsweise im Nahen Osten gibt. Im Übrigen ist ein Szenario keine Prognose mit berechenbaren Eintrittswahrscheinlichkeiten. Und jenseits solcher Schocks müssen die noch offenen Hausaufgaben erledigt werden: Auch der schnellste Fahrradfahrer fällt um, wenn er mit dem Treten aufhört. Das gilt sogar für die Schweiz, die sich wirtschaftlich in einer glänzenden Verfassung befindet.

Wo ist die Schweiz noch besser?

Beim Arbeitsmarkt und nicht zuletzt beim Alterssicherungssystem mit den drei Säulen – mal abgesehen von der zu hohen Mindestverzinsung der Pensionskassengelder, die Ihnen noch massive Probleme bescheren kann. Wenn man auf der sprichwörtlichen grünen Wiese ein Alterssicherungssystem etablieren könnte, wäre die Schweiz sicher ein Vorbild.

Bei uns müssen alle AHV-Beiträge bezahlen – die Reichen viel mehr, als sie bekommen.

Ja, Sie haben den grossen Vorteil, über die AHV zugleich einen wichtigen Beitrag der Einkommensumverteilung von Reich zu Arm zu organisieren. Die AHV-Rentenansprüche steigen ja nur bis 83 250 Franken proportional mit dem Lohneinkommen, darüber wirkt der konstante AHV-Beitragsatz wie eine Steuer. Das relativiert teilweise die niedrigen Einkommensteuersätze. Deutsche glauben oft, sie könnten Rosinen picken, und übersehen, dass die AHV-Beiträge für höhere Einkommen eine Zusatzsteuer darstellen.

Warnen Sie deutsche Auswanderer davor?

Nein, man muss es ihnen nur sagen. Und Vermögenseinkommen werden ja anders behandelt als Arbeitseinkommen.

Sehen Sie die «Blockfreiheit» der Schweiz nicht auch als Vorteil?

Bislang war sie das. Aber langfristig, fürchte ich, könnte dies eher ein Nachteil werden.

Warum?

Das hängt mit der Verschiebung der wirtschaftlichen Gravitationszentren zusammen. Zumindest in der Neuzeit gab es – wenn man dem französischen Ökonomen François Perroux folgt – immer eine *économie dominante*, einen Taktgeber der Weltwirtschaft: erst Spanien, dann Grossbritannien, jetzt die USA. Diese dominierende Volkswirtschaft kann die nationale Währung zur Weltwährung machen und nationales Recht und nationale Standards global durchsetzen. Das spüren Sie ja auch in der Schweiz. Wenn die USA Steuerdaten von der Schweiz haben wollen, dann kriegen sie die – Bankgeheimnis hin, Bankgeheimnis her. Derzeit stehen die USA politisch blockiert vor den Trümmern ihres Geschäftsmodells. Die Amerikaner werden aus dieser Krise rauskommen, aber ihre alles beherrschende wirtschaftliche Potenz ist gebrochen. Bis Ende des 19. Jahrhunderts war China die grösste Volkswirtschaft, und im eigenen Verständnis war diese Nation immer die *économie dominante*. Die Regierung setzt alles daran, dies wieder zu werden. Es würde mich deshalb sehr wundern, wenn China nicht irgendwann versuchte, den Renminbi neben dem US-Dollar als Weltwährung einzuführen. Und was ich nicht möchte, ist «Chimerika», eine bipolare Weltwährungsordnung.

Also die Achse China–Amerika, die sich im letzten Jahrzehnt entwickelte.

Ja. Der grösste Wirtschaftsraum, was die Produktion angeht, ist nach wie vor Europa. Deshalb tun die Europäer gut daran, sich zu einem dritten Machtblock zusammenzuschliessen, gerade aus währungspolitischen Überlegungen.

Aber muss die Schweiz da mitmachen?

Natürlich kann die Schweiz die Splendid Isolation pflegen, also ein Nischenspieler bleiben. Doch ich frage Sie: Die Schweiz gilt als der Hort der Stabilität – ist das auf Dauer gut oder schlecht für das Land?

Wir haben ein gewisses Problem damit, vor allem mit dem Franken, den Sie als «Mickymaus-Währung» zu bezeichnen geruhen.

Dieses Bild aus unserem Vorgespräch scheint Sie tief beeindruckt zu haben. Die Schweiz hat nicht nur ein gewisses, sondern ein massives Problem. Der Währungsraum ist schlicht zu klein, um als sicherer Hafen für die ganze Welt zu dienen. Das meinte ich mit Mickymaus-Währung, es hat nichts mit Despektierlichkeit zu tun. Die Schweizerische Nationalbank muss ja sehr viel Geld ausgeben, um die Untergrenze des Euro-Kurses zu halten – es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie das nicht mehr durchhalten kann.

Was empfehlen Sie denn?

Man sollte unvoreingenommen über eine stärkere Integration in die Euro-Zone nachdenken. Die Schweiz ist durch ihren Aussenhandel stärker in die Euro-Zone eingebunden als manches Euro-Land.

Wir binden den Franken ja faktisch an den Euro.

Aber dann müssen Sie auch bereit sein, den Preis dafür zu bezahlen. Wenn der Franken früher oder später doch, insbesondere gegenüber dem Euro, aufwertet, werden die Devisenreserven der Nationalbank entsprechend an Wert verlieren. Hier kein Verlustpotenzial zu erkennen, hiesse, sich einer Vermögensillusion hinzugeben. Darauf sollten sich die Schweizer frühzeitig einstellen. Jede Insel der Glückseligen hat eine begrenzte Lebenserwartung.

Was würden Sie denn als Präsident der Nationalbank machen?

Gegenwärtig abwarten, wie es mit dem Euro weitergeht. Ich prognostiziere, er wird nicht zerbrechen und sich als eine international begehrte Währung durchsetzen.

Woher nehmen Sie diese Gewissheit?

Ökonomie ist das Denken in Alternativen. Man muss sich deshalb auch in der Euro-Krise immer fragen: Was sind die Kosten der Alternativen, also eines Austritts einzelner Staaten aus dem Währungsverbund oder gar einer Rückkehr zu nationalen Währungen? Wenn Sie zwischen Pest und Cholera wählen müssen, sollten Sie sich immer für die Cholera entscheiden; da haben Sie viel grössere Überlebenschancen.

Die Krise kann aber noch viel schlimmer werden, wenn auch Frankreich einbricht.

Ja, Frankreich kann zum grossen Problem werden. Aber sehen Sie: In den Lehrbüchern der Wirtschaftspolitik steht, man solle in guten Zeiten Reformen machen. Da ich schon älter bin, weiss ich: Das ist – Entschuldigung – Quatsch. Reformen macht man in Demokratien nur in schlechten Zeiten. Ich wage deshalb eine Prognose: Gerade weil François Hollande Sozialist ist und weil er in beiden Kammern die Mehrheit hat, kann und wird er die nötigen Reformen durchführen.

Sie schreiben in Ihrem Buch: «Jetzt muss die Kanzlerin ohne Rücksicht auf ihre Wiederwahlchancen handeln.»

Was? So ein unpolitisch naiver Satz muss bei der Endkorrektur durchgerutscht sein. In meinem ersten Leben arbeitete ich unter Helmut Schmidt im Bundeskanzleramt. Da lernte ich einen Satz, der mich fürs Leben als wissenschaftlicher Politikberater prägte: «Jedem gestaltenden Reformschritt geht in einer Demokratie ein mehrheitsbeschaffender Prozess voraus.» Im Englischen gibt es die Unterscheidung zwischen *policy* und *politics*: *policy* ist, was man an der Uni lehrt und lernt, die theoriegeleitete Entwicklung von Strategien zum Lösen von Problemen. Nur löst

auch die beste Strategie kein Problem, dazu muss sie umgesetzt werden. Und genau diese Umsetzungsprobleme, das Organisieren von Mehrheiten und Kompromissen, thematisiert *politics*. Ich habe mich immer bemüht, diese Aspekte der Umsetzung mitzudenken. Deshalb galt ich bei vielen als der Mann mit dem Werkzeugkoffer.

Was kommt bei der Bundestagswahl 2013 heraus?

Fragen Sie mich etwas Einfacheres. Die Bevölkerung hat Sehnsucht nach einer grossen Koalition, sie ist das Hickhack der gegenwärtigen Koalition leid. CDU und SPD haben 2005–2009 sehr gut zusammengearbeitet und die Herausforderungen der Weltrezession gemeistert. Nur: Das hat die SPD bei der letzten Bundestagswahl 2009 von einer 34-Prozent-Partei zur 23-Prozent-Partei gemacht. Deshalb kann ich verstehen, dass die SPD angesichts dieses traumatischen Ergebnisses der Wiederholung einer grossen Koalition sehr distanziert gegenübersteht.

Was sonst?

Wir haben gegenwärtig eine unübersichtliche Gefechtslage. Auch die schwächelnde FDP muss sich von der Bindung zur CDU lösen, um eine reale Machtperspektive zu haben. Die Liberalen wissen: Trotz der grossen Popularität von Frau Merkel wird es für Schwarz-Gelb nicht reichen. Das er-

öffnet neue Spielfelder. Ich erzähle Ihnen eine kleine Geschichte: Was lernt jeder Artist bei seiner Ausbildung?

Keine Ahnung.

Jonglieren, das können alle, ob Trapezkünstler, Seiltänzer oder Schlangenschwinger. Die Bundesrepublik Deutschland hat vierzig Jahre mit drei Bällen jongliert, Schwarz, Rot, Gelb, das konnte sie bald recht gut. Dann kam ein vierter Ball dazu, der grüne. Der fiel oft hin, aber jetzt haben wir gelernt, mit vier Bällen zu jonglieren. Es gibt noch einen fünften, tiefroten Ball, der sich aber nur in den neuen Bundesländern zur Regierungsjonglage eignet. Die Piraten werden es wohl nicht in den nächsten Bundestag schaffen, und einen braunen Ball wird es hoffentlich nie geben. Durch den Ausstieg aus der Kernenergie hat Frau Merkel einen ganz zentralen Konflikt zwischen Union und Grünen weggeräumt. Es kommt also eher darauf an, ob die agierenden Personen zusammenarbeiten wollen. Meine Prognose: Spannend wird es, wie sich die FDP nach der Wahl in Niedersachsen im Januar positioniert.

Kommt es überhaupt darauf an, welche Regierung Deutschland in die glänzende Zukunft führt, die Sie dem Land voraussagen?

Ja. Wenn Edmund Stoiber im Herbst 2002 gegen Gerhard Schröder gewonnen hätte, dann hätte es eine Reform wie die «Agenda

2010» wohl nicht gegeben. Ein solches Paket konnte eigentlich nur ein sozialdemokratischer Kanzler durchsetzen, weil es sich auf den ersten Blick – und damit vordergründig – gegen die Interessen von Arbeitnehmern und Gewerkschaften richtete.

Aber was kann eine Regierung jetzt noch vermessen?

Auch Nichtstun kann Chancen vermessen. In der nächsten Legislaturperiode sollten wir vor allem die Europäische Währungsunion so umbauen, dass sich eine Krise, wie wir sie erlebt haben und noch erleben, nicht wiederholen kann. Daneben wird es aber weitere Probleme geben, die wir heute noch nicht erkennen. Die Erfahrung lehrt: Die grössten Reformen standen höchst selten in Wahl- oder Parteiprogrammen.

Hans-Adalbert «Bert» Rürup, 69, gilt als «der Mann mit dem Werkzeugkoffer», weil er als Berater wichtige Reformen vor allem des Rentensystems prägte. Er lehrte von 1976 bis 2009 als Professor für Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Technischen Universität Darmstadt und sass von 2000 bis 2009 in den Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, dem sogenannten Rat der Wirtschaftsweisen, die letzten vier Jahre als Vorsitzender. Nach seiner Emeritierung arbeitete der Sozialdemokrat für den zu Swiss Life gehörenden Finanzdienstleister AWD und führt jetzt zusammen mit dessen Gründer Carsten Maschmeyer ein Beratungsbüro an bester Adresse in Frankfurt. In diesem Jahr veröffentlichte Rürup mit *Handelsblatt*-Chefökonom Dirk Heilmann das Buch «Fette Jahre. Warum Deutschland eine glänzende Zukunft hat» (Hanser).

Jan van Huysum, Detail aus «Blumen in einer Terrakottavase», 1725
© LICHTENSTEIN, The Princely Collections, Vaduz-Vienna



Wann ist es Zeit für eine ganz persönliche Beratung?

Wenn Sie Ihre Anlageziele mit einer massgeschneiderten Strategie erreichen möchten. Nehmen Sie sich Zeit für ein Gespräch mit uns: LGT Bank (Schweiz) AG.

LGT. Partner für Generationen. In Basel, Bern, Genf, Lausanne, Lugano, Luzern, Zürich und an mehr als 15 weiteren Standorten weltweit. www.lgt.ch



Private
Banking



Working-Class England: Kate Moss, fotografiert von David Sim (2006, l.) und Patrick Demarchelier (1993).



Pikant zensuriert

Von Daniele Muscionico

Dieses Mädchen ist ein Irrtum. Dachten viele, als Kate Moss zum ersten Mal den Laufsteg bestieg. Dürr, blass, schiefe Zähne und mit geringfügigen 1 Meter 70 ein grosser Witz. Da ging Südlondon, ein Sozialfall, über den die Zeit bald den Mantel des Vergessens breitete. Oder der sich von selbst von der Bildfläche trinken oder koksen würde. Schluss.

Heute hat Kate Moss das für ein Model biblische Alter von 38 Jahren erreicht. Und der Appetit auf sie wächst, mit jedem Foto, das man von ihr sieht. Sie hat den Blick eines Wesens, das man in der Wildnis ausgesetzt hat, und diese Wildnis ist sie selbst. Kate Moss scheint vor nichts Angst zu haben, und das verlangt sie auch von ihrem Betrachter.

Ihre Geschichte ist das Märchen «Der Widerspenstigen Zähmung», die nie gelang. Kate Moss ist Kate Moss, ob in hell, ob in dunkel, ob ihr Haar ein virtuos inszeniertes Geäst ist oder ein geplätteter Vorhang. Kate, die Einzige, ist in Einzelteilen ein Gedicht, für den, der bloss ihr Porträt kennt wie dieses von David Sim (2006); und sie ist als Ganzes ein Ereignis, wenn sie sich, halb menschliches Origami, halb Wildkatze, dem Fotografen Patrick Demarchelier für eine Calvin-Klein-Kampagne (1993) vor die Kamera faltet.

Kate Moss ist alles, wenn sie will, nur eines hat sie einer Anderen überlassen: Sie war nie die Zuckerpuppe aus der Bauchtanzgruppe. Bill Ramseys Idol spielte eine Deutsche, Claudia, Deutschlands schönstes Pferdegebiss. Moss ist die Anti-Schiffer und steht für ein Working-Class-England, je länger die Nacht dauert, umso reizvoller sieht sie anderntags aus.

Nun hat der Schirmer/Mosel-Verlag Kate in ein Buch gepackt, ein Unternehmen, das zum Scheitern verurteilt ist, natürlich. Kate, um die dritte Dimension beraubt, in die Fläche verflacht? 51 Fotografen sind mit ihren besten Bildern versammelt, von Richard Avedon, Anton Corbijn, Annie Leibovitz über Herb Ritts bis Bruce Weber. Sie zeichnen Moss' Weg nach vom Model zur Designerin, von der Muse zur Ikone.

Das Pikante dabei: Für die Bildauswahl ist Kate Moss verantwortlich; und sie hat auch dafür gesorgt, dass unveröffentlichte Fotos aus ihrem persönlichen Archiv mit einfließen. Das Resultat ist das Bild der Moss, wie Moss die Moss sieht und von der Welt gesehen werden will. Moss, zensuriert von Moss: ein Must.



Kate

Das Kate Moss Buch.
Schirmer/Mosel, München, 2012.

Belletristik

- 1 (1) **Martin Suter:** *Die Zeit, die Zeit* (*Diogenes*)
- 2 (4) **Carlos Ruiz Zafón:** *Der Gefangene des Himmels* (*Fischer*)
- 3 (2) **Joanne K. Rowling:** *Ein plötzlicher Todesfall* (*Carlsen*)
- 4 (5) **Jonas Jonasson:** *Der Hundertjährige ...* (*Carl's Books*)
- 5 (3) **Cecelia Ahern:** *Hundert Namen* (*Krüger*)
- 6 (6) **Ken Follett:** *Winter der Welt* (*Bastei*)
- 7 (7) **Vina Jackson:** *80 Days – Die Farbe der Lust* (*Carl's Books*)
- 8 (9) **Karin Slaughter:** *Letzte Worte* (*Blanvalet*)
- 9 (–) **Jussi Adler-Olsen:** *Verachtung* (*DTV*)
- 10 (8) **Donna Leon:** *Himmlische Juwelen* (*Diogenes*)

Sachbücher

- 1 (1) **Annemarie Wildeisen:** *Kochen für Gäste* (*AT-Verlag*)
- 2 (2) **Guinness World Records 2013** (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 3 (4) **Rolf Dobelli:** *Die Kunst des klugen Handelns* (*Hanser*)
- 4 (–) **Gian D. Borasio:** *Über das Sterben* (*C. H. Beck*)
- 5 (–) **Jamie Oliver:** *Jamies 15-Minuten-Küche* (*Dorling Kindersley*)
- 6 (3) **Rolf Dobelli:** *Die Kunst des klaren Denkens* (*Hanser*)
- 7 (7) **Blaine Harden:** *Flucht aus Lager 14* (*DVA*)
- 8 (5) **Leoni:** *Federleicht* (*Wörterseh*)
- 9 (9) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland:** *Myboshi – Mützenmacher* (*Frech*)
- 10 (10) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland:** *Myboshi – Mützen und mehr* (*Frech*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Steppenwolf

Der Steppenwolf geht wieder um in Zürich. Das Schauspielhaus bringt Hermann Hesses gleichnamigen Roman von 1927 auf die Bühne der Schiffbau-Box. Die Premiere am letzten Samstag liess die Kritiker eher kühl, dafür stimmte das gesellschaftliche und kulinarische Umfeld. Hesse-Enkel Silver war da, der Germanist Peter von Matt mit seiner Frau, Anwalt Peter Nobel, Modeschöpferin Christa de Carouge sowie Stadtpräsidentin Corine Mauch. An der Premierenfeier wurden Suppe und das beliebte Schokoladenmousse aus der «Kronenhalle»-Küche serviert. Dort hatte Hesse in den Morgenstunden des 7. Februar 1926 nach dem Besuch des ersten Maskenballs seines Lebens ebenfalls eine kräftige Mehlsuppe gelöffelt. Danach kam er auf den Geschmack: den Geschmack des Zürcher Nachtlebens. Was wiederum Eingang fand in den «Steppenwolf». (*gut*)

Die Zukunft der USA

In seinem neuen Roman «Back to Blood» erzählt Tom Wolfe, wie die Migranten in Miami Überhand genommen haben. Der Befund trägt ihm viel Schelte ein. *Von Markus Schär*

Aus der Sicht der Americanos, wie die angelsächsisch-protestantischen Weissen in Miami heissen, erzählt Tom Wolfe gerade noch das Vorspiel. Der aus Chicago eingeflogene Chefredaktor des *Miami Herald*, Edward T. Topping IV, fährt mit seiner Frau in ihrem Mitsubishi Hybrid ins Gourmetlokal und lässt sich durch den Kopf gehen, was er über Miami weiss: «Kubanischer Bürgermeister, kubanische Verwaltungschefs, kubanische Polizisten, kubanische Polizisten und noch mehr kubanische Polizisten, 60 Prozent der Truppe Kubaner plus 10 Prozent andere Latinos, 18 Prozent Schwarze und nur 12 Prozent Anglos? Und die Kubaner und die anderen Latinos so dominant, dass der *Herald* eine eigene Ausgabe auf Spanisch, *El Nuevo Herald*, herausgeben muss!»

Die Frau am Steuer wartet auf dem Restaurant-Parking, bis ein Mercedes einen Platz freigibt. Aber da prescht von der falschen Seite her ein Ferrari-Cabrio in die Lücke, und eine Kubanerin auf hohen Hacken steigt aus. Die beiden Frauen beschimpfen sich, die junge Latina auf Spanisch. «Sprich Englisch, du dumme Kuh», schreit sie die Americana an. «Du bist jetzt in Amerika!» Und die Latina gibt zurück: «No, we een Mee-ah-mee now! You een Mee-ah-mee now!» Nicht Mai-ä-mi, sondern Mi-a-mi – spanisch ausgesprochen.

Status, Ethnie und Dekadenz und vor allem der Niedergang der WASP, der White Anglo-Saxon Protestants: Diese Themen treiben Thomas Kennerly Wolfe jr., 81, seit je um. 1987 zeigte der Revolutionär des New Journalism in seinem ersten Roman «Fegefeuer der Eitelkeiten» vor allem das gierige Treiben der «Masters of the Universe» an der Wall Street, im Absturz eines Anleihenhändlers, der wegen eines Auto-unfalls in der schwarzen Bronx in die Mühlen von Justiz und Medien geriet. Aber schon damals warnte der Bürgermeister von New York im Prolog: «Glaubt ihr wirklich, das hier ist noch eure Stadt? Macht doch die Augen auf! Da unten sitzt die Dritte Welt!» Und er höhnte über die Weissen in ihren Apartments in Manhattan: «Glaubt ihr Samstagsheimwerker wirklich, ihr seid sicher wie Maden in eurem bisschen Speck? Meint ihr, die Zukunft weiss nicht, wie sie über die Brücke kommt?»

Diese Zukunft beschrieb Samuel Huntington in seinem Buch «Who Are We? Die Krise der amerikanischen Identität», das 2004 heftige Debatten auslöste. Der Politologe, berühmt durch den globalen «Clash of Civilizations», den er 1996 beschwor, sah den Kampf

der Kulturen auch in den USA. Seit der Ankunft der frommen Pilgerväter mit ihrer «Mayflower» 1620 hatten die WASP ihre Werte in Amerika durchgesetzt, auch Englisch als einzige Amtssprache; spätere Einwanderer, selbst wenn sie in Millionen kamen wie die Deutschen, die Italiener oder die Juden, mussten sich anpassen. Angesichts des stetigen Zustroms von Katholiken aus Lateinamerika, die in einzelnen Vierteln oder ganzen Städten ohne Englisch auskommen, war für Huntington aber die wahre nationale Identität bedroht.

«Wie die Maden»

Was der Warner als Zukunft sah, ist in Miami längst Gegenwart. «Es ist die einzige Stadt der Welt, die Leute aus einem anderen Land, mit einer anderen Sprache und einer völlig anderen Kultur übernommen haben», sagt Tom Wolfe. «Das ist wie eine Invasion.» Klar, dass «die Stadt, wo die Zukunft der USA zuerst angekommen ist» den Autor reizte, nachdem er für «Ein ganzer Kerl» von 1998 die Grosstadt Atlanta und für «Ich bin Charlotte Simmons» von 2004 die Elite-Universitäten erkundet hatte. Zwei Jahre lang liess sich Tom Wolfe, vom Bürgermeister in

Da prescht ein Ferrari-Cabrio in die Lücke, und eine Kubanerin auf hohen Hacken steigt aus.

die Gesellschaft eingeführt, von einem kubanischen Reporter des *Miami Herald* durch die Stadt geleiten: in einen Strip-Schuppen; an die Nobel-Segelregatta samt Orgie; an die Preview der Art Basel Miami Beach, wo Milliardäre in Shorts «wie die Maden» drängeln und über das altmodische Luxushotel in Basel lästern, oder in eines der Heime für *active adults*, wo Rentner von der Ostküste ihren Lebensabend verdämmern. Was er dabei sah, lässt er schon im Prolog dem WASP-Chefredaktor durch den Kopf schiessen: «Alle Leute, alle Leute überall, denken nur noch an das eine: die Rasse. Alle haben nur noch eine Wahl – das eigene Blut.»

Die Eindrücke und Einsichten, die er in diesem Panoptikum als «Reporter zu Fuss» sammelte, breitet Tom Wolfe auf 800 Seiten aus, aufgedreht und ausschweifend in seinem un-nachahmlichen Stil. Die zahllosen Geschichten mit einem Dutzend Hauptfiguren – vom Psychiater für Pornosucht, der selber nach Exzessen lüstert, bis zum Oligarchen aus Russland, der dem Kunstmuseum gefälschte Meisterwerke



«Das ist wie eine Invasion»: Autor Wolfe.

der Moderne schenkt – verknüpft er virtuos, indem er einen Entwicklungsroman des 21. Jahrhunderts schreibt: Der muskelbepackte junge Polizist Nestor Camacho, dessen Grosseltern mit einem selbstgebauten Kahn aus Havanna flohen, holt einen kubanischen Flüchtling vom Mast eines Segelschiffs, rettet einen Kollegen aus dem Würgegriff eines schwarzen Crack-Dealers, deckt die Verschwörung einer Schülergang gegen einen Lehrer auf und hilft beim Aufklären der Kunstfälschung mit.

Dabei erregt der gute Mann viel böses Blut, weil er in all die Fehden um Blutsbande gerät. Die Kubaner stossen ihn aus, weil er den an-

geblichen Widerstandskämpfer aus Kuba am Betreten des Festlandes und damit am Erlangen des Asyls gehindert hat. Und die Schwarzen hassen ihn, als auf Youtube ein Filmchen von der Verhaftung des Crack-Dealers auftaucht, auf dem die Polizisten nach dem Kampf um ihr Leben rassistisch fluchen. Der schwarze Polizeichef Cyrus Booker muss deshalb beim Bürgermeister Dionisio «Dio» Cruz antraben und den Helden wegen «Ein-Mann-Rassenunruhe» feuern.

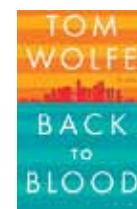
«Cy, ich sage dir was über diese Stadt», erklärt der Politiker. «Miami ist die einzige Stadt der Welt, soviel ich weiss, deren Bevölkerung

aus mehr als fünfzig Prozent Immigranten besteht – Immigranten der letzten fünfzig Jahre – und das ist höllisch, wenn du darüber nachdenkst. Ich habe grad mit einer Frau darüber geredet, einer Lady aus Haiti, und sie sagte mir: «Dio, wenn du etwas von Miami verstehen willst, musst du vor allem eines sehen: In Miami hasst jeder jeden...» Wir haben die Verantwortung, du und ich. Wir können Miami nicht zum Schmelztiegel machen, das geht nicht, nicht zu unseren Lebzeiten. Wir können nicht alle verschmelzen – aber wir müssen sie verschweissen.»

Hat Miami ein besseres Buch verdient?

Die unbequemen Wahrheiten, alle bei der Recherche aufgeschnappt, tragen Tom Wolfe ebenso viel Schelte ein wie einst Samuel Huntington. Fast ausnahmslos verrissen die Kritiker den Roman nur Tage nach Erscheinen, verdächtig oft allerdings mit Beispielen aus dem Prolog und dem ersten Kapitel. Sie mäkelten wegen einiger falscher Details. (Das kann den meisten Autoren nicht passieren, weil sie sich gar nicht um das reale pralle Leben bemühen.) Sie störten sich an den Salven von Ausrufezeichen, Doppelpunkten und Versalien. (Diese machen seit je den Stil von Tom Wolfe aus, weil die Leute seiner Meinung nach so denken und reden.) Und sie fällten schliesslich gar – ohne weitere Argumente – das Urteil, Miami habe ein besseres Buch verdient. (Ausgerechnet der Kritiker des *Miami Herald* fand den Roman allerdings herrlich schrill und bombastisch, genau wie Miami eben.)

Vor allem aber seien alle Figuren nur Karikaturen, höhnen die Kritiker, «psychologisch so interessant wie Superman». Über einige innere Monologe kann man tatsächlich streiten, und oft lässt Tom Wolfe seinem satirischen Temperament freien Lauf, wenn er etwa über dekadenten Sex oder moderne Kunst spottet. Aber der Leser unterhält sich bestens: Das lässt sich nicht von mancher sozialanthropologischen Studie mit einem solchen Erkenntniswert behaupten. Und es stimmt auch nicht, dass es im ganzen Roman keine komplexen positiven Figuren gebe. Der geschmähte Held Nestor Camacho hat durchaus das Zeug dazu, auch seine kubanische Ex-Freundin, die sich im Bett mit dem Psychiater und dem Oligarchen läutert, und vor allem der schwarze Polizeichef in seiner cleveren Würde. Und ein einziger WASP: ein Reporter, der direkt von der Elite-Uni Yale kommt – ein nostalgisches Selbstporträt des Autors als junger Mann.



Tom Wolfe

Back to Blood,
Blessing, 800 S., Fr. 35.50
Die deutsche Ausgabe erscheint
am 28. Januar 2013.

Punk im Jaguar

Der Kabarettist und *Weltwoche*-Kolumnist Andreas Thiel mimt neuerdings den Edel-Anarchisten. Von Rico Bandle



«Wie möchten Sie denn hingerichtet werden?»: Satiriker Thiel.

Was sagt es über einen Polit-Kabarettisten aus, wenn in der Pause in erster Linie über seine Frisur diskutiert wird? Bei Andreas Thiel ist diese Diskussion gewollt. Thiels optischer Auftritt («wie Ken und Barbie gleichzeitig») ist auch eine Imagekorrektur: weg vom freisinnigen Salonintellektuellen und hin zum Edel-Anarchisten, der sich mit all jenen verbündet, die sich in irgendeiner Form der (Staats-)Autorität entgegensetzen.

In der Punk-Attitüde steckt aber auch das Dilemma des Andreas Thiel: Seit die Modemacherin Vivienne Westwood den Punk auch in gehobenen Kreisen eingeführt hat, ist dessen Provokationspotenzial auf null gefallen. Punk ist chic, Punk ist Mainstream; auch Thiel sieht mit der Irokesenfrisur glänzend aus – egal, ob die pinkfarbenen Haare nun fein säuberlich gegen den Himmel gerichtet sind, wie bei seinen Bühnenauftritten, oder schlapp nach unten hängen, wie tagsüber auf der Strasse. Denn ja, um die Pausengespräche abzuschliessen: Die Frisur ist echt, auch wenn sie aussieht wie auf eine Glatze geklebt. Die *Schweizer Illustrierte* war dabei, als er sich seine dunkle Lockenpracht links und rechts abrasieren liess und seine Frau per MMS über das Resultat ins Bild setzte. Das People-Magazin hat dann aus der Verwandlung eine grosse Fotostory gemacht.

Thiel, der Schulabbrecher, Rebell und selbsternannte «meistzensierte Komiker am Schwei-

zer Fernsehen», ist mittlerweile Everybody's Darling: geliebt von der *Schweizer Illustrierten* ebenso wie von Viktor Giacobbo, gefragter Kolumnist, erfolgreicher Bühnenkünstler.

«Hochdeutsch ist brutal»

Gleichzeitig den Mainstream anzugreifen, ihn aber doch für sich gewinnen zu können, das hat bei Thiel nichts mit Opportunismus zu tun, sondern mit Cleverness. Natürlich ist bei Thiel vieles bloss Attitüde: sein Glas Champagner auf der Bühne zum Beispiel. Zwar schenkt er immer wieder mal einen Tropfen nach, trinken tut er aber nicht wirklich – das Glas ist immer voll. Oder seine in den Medien gross ausgeschlachtete Flucht aus der überregulierten Schweiz nach Island, dann nach Indien: Den Grossteil des Jahres verbringt er trotzdem in einer seiner zwei Schweizer Wohnungen in Zürich oder Bern, schliesslich verdient er hier sein Geld. Doch das alles gehört genauso zum Gesamtkunstwerk Andreas Thiel wie sein Bühnenhochdeutsch («Hochdeutsch ist unangenehm und brutal»).

Wer Thiel in den letzten Jahren verfolgt hat, dem wird einiges in seinem neuen Programm bekannt vorkommen. Seine Satire-Definition («Satire ist nicht lustig, sondern wahr») hat man schon ein paarmal gehört, auch seine Tiraden gegen den deutschen Papst («Das Kreuz hat einen Haken»), und einige der vor-

getragenen Texte sind wiederverwertete *Weltwoche*-Kolumnen. Doch das ist egal. Von ihm gesprochen, sind die Kolumnen stärker als bloss auf Papier. Zum Beispiel jene über den Todeskandidaten auf dem elektrischen Stuhl. Scharfrichter: «Wie möchten Sie denn hingerichtet werden?» Verurteilter: «Machen Sie Witze? Sie haben mich eben auf dem elektrischen Stuhl festgeschnallt.» Scharfrichter: «Ja, aber Sie können wählen zwischen Atomstrom, Wasserkraft und neuen erneuerbaren Energien.» Dann kommt es zu einem makabren Energiewende-Dialog, der die verlogene Atomausstiegsdiskussion besser auf den Punkt bringt als manche seriöse Analyse in den Zeitungsspalten.

Nichts als die Wahrheit

Zu Thiels liebsten Formen gehören fiktive Gespräche mit Politikern, zum Beispiel mit Simonetta Sommaruga. «Die einzigen ehrlichen Interviews mit Politikern sind jene, die ich führe», erklärt er seine Vorliebe für solche Dialoge. Politiker, so Thiel, könnten nicht anders als lügen. Deshalb brauche es ihn: Er erzähle das, was die Politiker tatsächlich dächten, aber nicht sagen wollten.

Ungefragt nimmt er auf der Bühne den Vorwurf auf, er schieesse immer gegen linke Politiker: «Ich würde gerne etwas Schlechtes über einen neuen SVP-Bundesrat sagen, aber er wurde nicht gewählt.»

Drei Jahre lang wird Andreas Thiel mit «Politsatire 4» zusammen mit den beiden Musikern von Les Papillons auf Tournee sein. Bei der Premiere vor zwei Wochen lief noch nicht alles wie gewünscht: Das Timing stimmte oft nicht, Thiel wirkte unsicher mit dem Text, zum Teil fehlte auch der Biss. «Das ist normal am Anfang, mit der Spielpraxis wird das Programm laufend besser», sagt Thiel bei einem Mittagessen in einem Zürcher Lokal.

Falls ihn die *Weltwoche* für den Artikel fotografieren wolle, so habe er eine gute Idee, sagt er. «In meinem Jaguar sieht es super aus, wenn bei offenem Schiebedach die Irokesenfrisur oben herauschaut.» Er besitzt einen Jaguar? Dadurch erweist sich eine seiner Pointen auf der Bühne als persönlicher Erfahrungsbericht: «In St. Gallen musste ich feststellen, dass es Frauen gibt, die zwar schön sind, bei denen es aber nicht schön klingt, wenn sie «Jaguar» sagen.»

Den Foto-Wunsch können wir unserem geschätzten Kolumnisten leider nicht erfüllen. Aber den Besuch seines neuen Bühnenprogramms wärmstens weiterempfehlen.

Andreas Thiel: Politsatire 4 – Macht. Mit Musik-Duo Les Papillons. Theater am Hechtplatz, Zürich, bis 1. Dezember. Anschliessend gehen sie auf Schweizer Tournee.

Neues Testament und Science-Fiction

Matthias Matussek hat eine Weihnachtsgeschichte geschrieben. Sie ist zu gut, um verschwiegen zu werden. *Von Stephan Sattler*



Wahrheit statt Anpassung: Autor Matussek.

Warum muss der jetzt auch noch eine Weihnachtsgeschichte schreiben? Er kann doch nur im Kitsch landen. So denken viele seiner Kritiker. Aber Matthias Matussek ist ein Stück äusserst lebendiger Prosa gelungen, voll Witz, aber auch Zärtlichkeit, schlicht zu gut, um verschwiegen zu werden. Es geht um eine katholische Familie bürgerlichen Zuschnitts, in der norddeutschen Diaspora lebend und allen Zumutungen einer nachchristlichen Zeit ausgesetzt.

Intellektueller Katholik

Der Autor zählt zur Handvoll deutscher Journalisten, die durch ihren Stil auffallen, wie seine *Spiegel*-Texte belegen. Und als Blogger offenbart er einen in Deutschland seltenen Humor, dem selbst Henryk M. Broder die Anerkennung nicht verwehrt. Für das liberale und kaum noch links empfindende Feuilleton-Establishment hängt er jedoch einer unentschuldlichen, völlig unkorrekten Illusion an: Er nimmt das «unsterbliche Gerücht» (Robert Spaemann), dass es Gott gibt, ernst, und zwar in seiner katholischen Version. Dabei geht es ihm um Wahrheit, nicht um Anpassung. Und da er sich gerne mit dogmatischen Agnostikern anlegt, wie man sie in deutschen TV-Talkshows antrifft, entwickelte er sich zur *bête noire* aller sich aufgeklärt dünkenden Intellektuellen.

Wie schreibt man heute – in einer nüchternen, christlichen Frohbotschaften abgeneigten Gesellschaft – eine Weihnachtsgeschichte? In dem man, so Matussek, apokalyptische Motive aus dem Neuen Testament mit den futuristischen der Science-Fiction-Filme verbrämt. Wir werden etwa fünfzehn Jahre in die Zukunft versetzt. Richard König, der Familienvater, 85 Jahre, wacht morgens auf und kann plötzlich wieder klar sehen. Sein Altersstar, der ihn so lange quälte, ist verschwunden. Ein Wunder, denn er glaubt nicht nur, dass Gott Grund und Ursprung des Universums ist, sondern auch, dass Spuren oder Zeichen von ihm in der Welt selbst zu entdecken sind.

Plötzliches Heilsgeschehen

So eine Entdeckung, da ist er sich gewiss, sei ihm jetzt widerfahren. Es ist kurz vor Weihnachten. Seine Frau Waltraud hat sich dem familiären Weihnachtstrubel ganz ergeben. Die Söhne, Bill und Roman, der dem Autor ähnelt, erreichen Hamburg aus verschiedenen Richtungen der Republik – beide in ihren Vierzigern, nervös und erfolgreich in ihren Berufen. Karin, Bills Frau, steht kurz vor der Niederkunft. Rita, von Roman getrennt lebend, trifft ein, weil der gemeinsame Sohn Nick, ein sympathischer, seelisch aber unbalancierter Jesuiten-Internatsschüler, sich auf eine abenteuerliche Reise von Bonn nach Hamburg zu seinem Opa Richard aufgemacht hatte.

Ausser Richard, ein entrückter Gottesmann, sind alle Familienangehörigen bestenfalls Gefühlskatholiken ohne Sinn für das Sittengesetz. Sie glauben an nichts. Doch plötzlich am Weihnachtsabend überkommt sie ein starkes Erlebnis. Ein Heilsgeschehen greift in ihr Leben ein.

Wie Matussek das gestaltet, sei nicht verraten. Nur die Kernbotschaft seiner Weihnachtsgeschichte, die übrigens mit präzisen Beschreibungen deutscher Befindlichkeiten nicht spart, entspricht einem Wort aus dem ersten Timotheusbrief: «Gott will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen.»

Ein überraschendes, weil zunächst recht weltliches Buch!

Matthias Matussek: Die Apokalypse nach Richard. Eine festliche Geschichte. Aufbau. 189 S., Fr. 24.60

Der Monk-Archäologe

Von Peter Rüedi

Thelonious Monk ist der grosse Einzelne im Jazz. Er war nicht originell, sondern original. Seine Musik ist Essenz pur, Konzentration, reines Destillat («Straight, No Chaser»). Sie war improvisiert, aber so lang ausgetragen in diesem grossen queren Kopf, dass sie in die Tasten fuhr als eine Sturzgeburt, wie alle Konvention erschütternde Offenbarung.

Monk war ein grosser Schweiger. All seine skurrilen Scherze, die Tänze um den Flügel, die bizarren Hüte, mit denen er sich drapierte, die Provokationen, hinter denen er sich verschante, waren Rituale und Masken eines Existenzial-Clowns – sein Humor war nicht der von, sagen wir: Armstrong, sondern der von Beckett. Er schuf ein Werk von rund siebenzig unvergleichlichen Kompositionen. Gelegentlich aber (vor allem solo) nahm er sich auch «Standards» vor. Amiri Baraka sagt darüber: «Miles machte die populäre Musik hip. Monk nahm sie auseinander und ass ihr Herz auf. Und alles, was davon übrigblieb, war eine geheimnisvolle Ironie, mit drolligem, ätzend blauem Gelächter gerändert.» Dabei denunzierte Thelonious die Vorlagen nicht. Aus der Operetten-Schnulze «Schöner Gigolo» machte er einen veritablen Weltuntergang. Nach seinem Tod wurde Monk selbst zum Standard. In unzähligen Hommagen wurden seine hochprozentigen Essenzen zu Longdrinks verdünnt.

Es ist die grosse Leistung von Alexander von Schlippenbach, der vor sieben Jahren mit seiner Band Monks Gesamtwerk auf drei CDs interpretierte, dass er es auf seine ursprüngliche wilde Mathematik zurückbuchstabiert, auf seinen Art-brut-Kern. Jetzt geht der deutsche Monk-Archäologe noch weiter. Ganz allein am Flügel, spürt er einigen Piecen des enigmatischen Alten nach, nichts harmonistisch einglättend, vielmehr die Schründen aufreissend, die wir bei den «Klassikern» schon zu überhören gewohnt waren. Dazwischen schiebt er, *always in Monk's mood*, eigene kurze Reflexionen. Nicht um sein Ego zu befriedigen. Im Gegenteil: Es ist, als wollte er dem grossen Fremden nicht zu nahe treten und verehrende Distanz wahren. Spröde, klirrend, berührend.



Alexander von Schlippenbach:
Schlippenbach Plays Monk.
Intakt CD 207

Top 10

Knorrs Liste

1	Amour Regie: Michael Haneke	★★★★★
2	Skyfall Regie: Sam Mendes	★★★★☆
3	Robot & Frank Regie: Jake Schreier	★★★★☆
4	Opération Libertad Regie: Nicolas Wadimoff	★★★★☆
5	Arbitrage Regie: Nicholas Jarecki	★★★★☆
6	Looper Regie: Rian Johnson	★★★★☆
7	Hope Springs Regie: David Frankel	★★★★☆
8	Savages Regie: Oliver Stone	★★★☆☆
9	On the Road Regie: Walter Salles	★★☆☆☆
10	Hotel Transylvania Regie: Genndy Tartakovsky	★★☆☆☆

Kinozuschauer

1 (-)	Skyfall Regie: Sam Mendes	238 857
2 (3)	More than Honey Regie: Markus Imhoof	13 281
3 (1)	Madagascar 3 (3-D) Regie: Eric Darnell	12 208
4 (2)	Hotel Transylvania (3-D) Regie: Genndy Tartakovsky	10 884
5 (4)	Paranormal Activity 4 Regie: Henry Joost, Ariel Schulman	5 492
6 (-)	On the Road Regie: Walter Salles	4 378
7 (5)	Taken 2 Regie: Olivier Megaton	3 405
8 (-)	Amour Regie: Michael Haneke	3 210
9 (8)	Arbitrage Regie: Nicholas Jarecki	3 087
10 (9)	Asterix & Obelix: God Save Br. Regie: Laurent Tirard	3 006

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Iron Sky (Impuls)
2 (1)	Intouchables (TBA)
3 (2)	Snow White and the Huntsm. (Universal)
4 (3)	Men in Black 3 (Sony)
5 (4)	Avatar (Fox)
6 (-)	Stolen (Impuls)
7 (5)	Lockout (Rainbow)
8 (6)	Der Diktator (Rainbow)
9 (8)	Dark Shadows (Warner)
10 (9)	The Avengers (Disney)

Quelle: Media Control



Allerhöchstes Hitchcock-Niveau: Ben Affleck in «Argo».

Kino

To be or not to be

Im brillanten Thriller «Argo» geht es um die wahre Geschichte von sechs US-Bürgern, die Ende der Siebziger dank einer schrillen CIA-Aktion aus Teheran fliehen konnten. *Von Wolfram Knorr*

Geistesgegenwart und Schauspielerei sind auch in schlechten Zeiten die besten Waffen, um eine penetrante Realität zu schlagen», äusserte sich die Filmpublizistin Frieda Grafe über «To Be or Not to Be» (1942), die berühmteste Komödie von Ernst Lubitsch. Eine Aussage, die auch auf eine sehr aktuelle Thriller-Camouflage zutrifft. Im Gegensatz zu Lubitschs Verstellungs- und Verwechslungs-Irrsinn einer polnischen Theatertruppe, deren Mitglieder sich als Nazis tarnen und so ums Überleben spielen, ist der Reisser keine Fiktion, sondern fusst auf einer wahren Geschichte. Gemeinsam ist ihnen das Karnevalesk-Makabre zwischen Spiel und Ernst, Schein und Realität, Sein und Nichtsein.

Am 4. November 1979, auf dem Höhepunkt der iranischen Revolution, stürmen Revolutionsgarden die US-Botschaft in Teheran und nehmen 52 Mitarbeiter als Geiseln. Sechs Botschaftsangehörigen gelingt die Flucht in die kanadische Vertretung. Der kanadische Botschafter versteckt sie, weiss aber, dass ihre Anwesenheit nicht lange den Iranern verborgen bleiben wird und unkalkulierbare Reaktionen auslösen dürfte. Die sechs US-Bürger müssen also so bald wie möglich weg – nur wie? Die CIA in Langley ist ratlos, bis Agent Tony Mendez, ein Flucht-Spezialist, auf eine aberwitzige Idee verfällt: Er könnte die Flüchtlinge als

Crew-Mitglieder einer kanadischen Film-Produktion ausgeben, die im Iran nach geeigneten Drehorten für einen Science-Fiction-Film suchen. Die Polit-Chefs reagieren zwar fassungslos, aber weil ihnen jede Alternative fehlt, lassen sie Mendez gewähren. Er nimmt Kontakt zu Hollywood auf, zum Maskenbildner John Chambers und zum Produzenten Lester Siegel, lässt ein Drehbuch mit dem Titel «Argo» schreiben, Filmplakate herstellen usw. Der Fake muss wasserdicht sein, jede iranische Recherche die Echtheit bestätigen. Die Zeit drängt, die Iraner sind hinter der Identität aller Botschaftsangehörigen her, Hollywood zickt, und die US-Bürokratie will den Kamikaze-Plan im letzten Moment abbrechen. Mendez reist trotzdem nach Teheran, trifft die Flüchtlinge, erläutert ihnen den Plan, stösst auf Ablehnung und Angst und muss sich durchsetzen; die Zeit wird immer knapper.

«Argo» heisst der brillante Thriller von Ben Affleck, der als Regisseur von «Gone Baby Gone» und «The Town» bewiesen hat, dass er zu den Regisseuren des Anspruchskinos gehört. In «Argo» bewegt er sich auf allerhöchstem Hitchcock-Niveau. Er zieht (die Handlung, Drehbuch von Joshua Beaman und Chris Terrio, ist nach klassischer Suspense-Dramaturgie gestrickt) mit Gegenhandlungssträngen die Spannungsschraube derart an,

dass der emotionale Druck an jene Kammern erinnert, in denen die ersten Atomforscher schweres Wasser unter Druck setzten und die Moleküle aufeinandertrieben, bis die Atome zu explodieren begannen. Zum «Dampfkochtopf» wird das Finale auf dem Airport Mehrabad: Kurz vor dem Abflug in die Freiheit droht der «Filmcrew» die Sache mit der Maskerade zu entgleiten, es wächst das Misstrauen der Kontrolleure, und die Revolutionsgarde ist ihr auf den Fersen.

Affleck spielt Mendez mit Pokerface, nie auftrumpfend, bescheiden, wohl wissend, dass sein Plan Irrsinn ist. Der von George Clooney mitproduzierte Film beruht auf Mendez' Autobiografie «The Master of Disguise: My Secret Life in the CIA» und dem *Wired*-Report «The Great Escape». Erst 1997 öffnete der US-Geheimdienst die unter Verschluss gehaltenen Akten. Wenn der Film «Argo», der die Balance zwischen Polit-Film und Entertainment-Thriller hält, noch eine kleine Ähnlichkeit mit «To Be or Not to Be» aufweist, dann über den Humor, mit seinen Seitenhieben auf Hollywood – dank John Goodman als Chambers und Alan Arkin als Produzent Siegel. ★★★★★

Weitere Premieren

The Perks of Being a Wallflower — Ein Teenagerfilm, mal nicht rabaukig wie sonst üblich. Ein Mauerblümchen mit einem dunklen Ge-



Anrührend: «The Perks of Being a Wallflower».

Fragen Sie Knorr

Angesichts des James-Bond-Jubiläums wird behauptet, Bond-Filme seien die lang-
lebigste Filmserie der Welt. Ein Freund behauptet, das stimme nicht. A. C., Zug



Mal abgesehen vom PR-Getöse stützt sich die Behauptung auf die Regelmässigkeit. In 50 Jahren 23 Filme, das ist schon stattlich. Aber genau besehen, hat es etwa Tarzan weiter gebracht (wenn auch mit Unterbrüchen). Der erste Tarzan-Film entstand als Stummfilm mit Elmo Lincoln; der letzte 1984 («Greystoke: The

heimnis sucht an der High School Freunde. Das ist anrührend und sensibel, auch wenn mit der Häufung von Mauerblümchen und Kindheitsblessuren ein bisschen dick aufgetragen wird. Und zu ranschmeisserisch liegt Salingers Kultbuch «The Catcher in the Rye» immer irgendwo rum. Damit kann sich der Briefroman von Stephen Chbosky (der ihn auch inszenierte) dann doch nicht messen. ★★★☆☆



Intelligent und witzig: «Dans la maison».

Dans la maison — Die Jugend ist auch nicht mehr das, was sie mal war: Desinteressiert an allem, vor allem hapert's bei der Sprache und der Fantasie. Das trifft Französischlehrer Germain (Fabrice Luchini) ganz besonders – bis er eines Tages einen Aufsatz von Claude (Ernst Umhauer), einem stillen 16-Jährigen, korrigiert. Er schreibt über die Familie des Mitschülers Rapha (Bastien Ughetto), vor allem über dessen attraktive Mutter Esther (Emmanuelle Seigner). Germain's Frau Jeanne (Kristin Scott Thomas) findet das voyeuristisch, wenn nicht krank. Germain aber ist fasziniert und gerät in einen Sog. Er stiftet den Jungen an, mehr über die Familie zu schreiben, bis der Literatur-Traum zum Albtraum wird. François Ozon («8 femmes») verfilmte das Stück «Der Junge in der letzten Reihe» von Juan Mayorga als formidablen Psycho-Thriller über Einfluss und Manipulation. Wer manipuliert, wer verführt hier wen? Intelligent und witzig; mit einem hervorragenden Fabrice Luchini. ★★★☆☆

Legend of Tarzan, Lord of the Apes»); Mitte bis Ende der sechziger Jahre gab's eine TV-Serie, und Johnny Weissmuller spielte den Tarzan zwischen 1932 und 1948 zwölfmal. Danach gab's noch Lex Barker, Gordon Scott usw. in der Rolle. Auch Zorro hat eine längere Lebensdauer. Zählt man noch die Radioserien hinzu, sind die Kerle, gemessen an Bond, Methusalems. Der dauerhafteste Serienheld soll angeblich aus Hongkong kommen («Die wahre Geschichte des Huang Fei-Hong»).

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

SF füllt Prominente ab

Von Rico Bandle

Man staunt jedes Mal wieder von neuem, wenn das Fernsehen alte Diskussionssendungen aus dem Archiv holt und Ausschnitte zeigt. Im «Zischtigsclub» zum Beispiel qualmten die Gäste das Studio voll und tranken Wein; die Open-End-Gespräche wurden je länger, je heiterer. In Deutschland gab es in den 1980er Jahren eine Radio-Talkshow, bei der sich der Moderator mit den Gästen im Verlaufe des Abends bewusst betrank.

Man hätte sich gewünscht, dass der neue «Literaturclub» zumindest Ansatzweise in diese Richtung gehen würde: Wenn Intellektuelle sich während der Diskussion dem Genuss hingeben, so entstehen die besseren und entspannteren Gespräche, als wenn sie steif vor einem Glas Mineralwasser ihre vorbereiteten Argumente herunterbeten.

Heute sind in Rauch und Alkohol gehüllte TV-Diskussionen nicht mehr denkbar: Gesundheitsapostel würden sie sofort stoppen. Angesichts dessen war die letzte Folge der SF-Gesundheitssendung «Puls» schon fast subversiv – selbst wenn der Alkoholrausch korrekt-pädagogisch eingebettet war: Man füllte prominente Testpersonen mit Bier, Wein und Schnaps ab und beobachtete die Wirkung. Eine der Testpersonen war Freddy Nock, bekannt geworden durch seine waghalsigen Spaziergänge auf Trage-seilen von Luftseilbahnen. Nach wie vielen Gläsern kann er noch auf einem Seil laufen, ohne herunterzufallen?

Nach zwei Schnapsgläsern war der Wind für Nock noch das grössere Problem als der Alkohol. Nach vier Gläsern lief er schon nicht mehr so sicher auf dem Seil. Und nach sechs Gläsern – der Atemtest ergab einen Alkoholwert von 0,79 Promille – machte Nock die Moderatorin an, und nach wenigen Schritten konnte er sich nicht mehr auf dem Seil halten.

Sich betrinken auf Kosten des Fernsehens: Das Experiment ist gelungen, zumindest aus Sicht des Publikums. Und nebenbei stellte man fest: «Puls»-Moderatorin Corinne Waldmeier läuft erst ausserhalb des Studios zu Hochform auf. Von ihr dürfte man auch abseits der Gesundheitssendung noch hören.

Puls vor Ort: Montag, 21.05 Uhr, SF 1

Sauerkraut statt Kalbsfilet

An der ersten «Gala de Berne» wurde alles präsentiert, was die Bundesstadt an Prominenz zu bieten hat. Von *Hildegard Schwaninger*



Zwei Göttinnen: Roman Polanski mit Ursula Andress und Michelle Hunziker.

Das sich Grosses tat in Bern, merkte man schon an der Réception im «Schweizerhof». Da checkte nämlich auch gerade **Roman Polanski** ein. In der Lobby plauderte **Kurt Aeschbacher** mit einer schönen Frau. In der Sauna traf man Ex-Model und Buchautor **Urs Althaus** («Ich, der Neger»), der gerade **Michelle Hunziker** begegnet war («Tolle Ausstrahlung»). Dem Lift entstieg Schauspieler **Mathias Gnädinger** mit Frau, und mittendrin war der strahlende Hotelmanager **Michael Thomann**.

Auf die Limousinen, welche die Gäste ins Paul-Klee-Zentrum transportierten, wartete man neben **Hugo Fürst** zu **Windisch-Graetz** und seiner Frau **Sophie**, geborene Habsburg. Das hochadlige Paar, aus Rom angereist, ging in der Promi-Dichte ganz unter. Dafür sah man **Nubya**, die goldene Stimme aus Basel, **Ronja Furrer**, Topmodell aus Solothurn, und **Alina Buchschacher**, aktuelle Miss Schweiz.

Die erste «Gala de Berne», ausgedacht und organisiert von **Claudio Righetti** und **Lorenz Furrer** (beides PR-Experten), um die Hauptstadt in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Interesses zu stellen, war ein voller Erfolg. Alles, was Bern zu bieten hat, wurde präsentiert. Ein Hit, um es vorwegzunehmen, war das Essen. Es gab Berner Platte – eine originelle Alternative zum Bankett-Dauerbrenner Kalbsfilet. Davor Nüsslisalat mit pochiertem Ei.

Ursula Andress und **Michelle Hunziker**, die beiden Beautys aus Ostermündigen, waren die Stars des Abends. Zwei Göttinnen! Ursula Andress war vor fünfzig Jahren Bond-Girl, Fotos aus ihren Filmen (sie drehte dreissig) wurden den ganzen Abend an die Wand projiziert. Michelle Hunziker, die seit ihrem 13. Lebensjahr erstmals wieder in Bern war, ist witzig und charmant und hat heute eine eigene tägliche Comedy-Fernsehsendung in Italien. Ursula Andress lebt in Rom und kümmert sich am liebsten um ihren Garten.



Hohe Promi-Dichte: Ronja Furrer.

Im Auditorium des Paul-Klee-Zentrums wurde Ursula Andress von Kurt Aeschbacher auf der Bühne interviewt. «Ich bin besser im Zuhören», sagte sie, doch dann ging sie aus sich

heraus. Quintessenz: die Frau liebt ihre Freiheit, ist eigenständig und hat «keine Angst vor nichts». Die Eltern von Andress hatten eine Gärtnerei und einen Gemüsestand am Markt, und Aeschbacher, auch Berner, erinnert sich, dass seine Mutter dort oft das Gemüse kaufte. Er habe Ursula Andress auch in Bern gesehen, als sie mit **Jean-Paul Belmondo** unter den Lauben spazierte.

Die Laudatoren überboten sich im Stolz auf die berühmte Landsmännin. Für Stadtpräsident **Alexander Tschäppät** ist und bleibt Ursula Andress die ultimative Nixe, seit sie als Muscheltaucherin in «Dr. No» dem Meer entstieg. **Maya Graf**, Vizepräsidentin des Nationalrats, meinte, Ursula Andress sei Kult, und ihre Figur solle auch Kult werden. Im hellgrünen Minikleid zeigte Maya Graf: Auch Bio-bäuerinnen aus Sissach (BL) haben schöne Beine. Von Schauspieler **Sean Connery** kamen für Andress Grussworte per Brief.

Jaroslaw Starzyk, der polnische Botschafter, sass am Ehrentisch neben Polanski. Oscar-Preisträger **Xavier Koller** («Reise der Hoffnung») neben SP-Nationalrat und Ex-Nachrichtensprecher **Matthias Aebischer**, **Rainer Maria Salzgeber** vertrat mit seiner Frau das Wallis, man sah Künstler und Unternehmer **Dieter Meier** (im lila Samtjackett), SRG-Boss **Roger de Weck** mit Ehefrau **Claudia**, Zeichner **Ted Scapa**, Schauspieler **Anatole Taubman**, Herzchirurg **Thierry Carrel** mit seiner



Voller Erfolg: Initiatoren Furrer (l.), Righetti.

Frau, der TV-Moderatorin **Sabine Dahinden Carrel**.

Der Lyriker und Rapper **Kutti MC**, auf dessen Tischkarte **Jürg Halter** stand, steht mit seiner Nerd-Brille und Schiebermütze für Berner Originalität. Sein Esprit ist oft schonungslos, und so muss er damit leben, «dass die Menschen mich hassen oder lieben». Kürzlich twitterte er, **Florian Ast** sei, wegen seiner Medienallgegenwärtigkeit, «die neue **Nella Martinetti**». Dreimal darf man raten, ob Ast ihn jetzt liebt oder hasst.

Im Internet

www.schwaningerpost.com



Mein Wolf

Unser Kolumnist besucht einen Anlass, der wenig glanzvoll ist. Und er empfiehlt einen Film (nachdem er vom neuen Bond abriet). Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Zürich, weil eine Lesung stattfand im «Kaufleuten», die mich interessierte (und weil ich die Ausgabe No. 6 von *WW-Magazin* abschloss, das dieser Zeitschrift beiliegen wird in zwei Wochen, falls man Abonnent ist und in der Schweiz wohnt). Lesungen, kann man schreiben, zählen nicht zu den glanzvollen Veranstaltungen im gesellschaftlichen Kalender – man sieht Männer, die vor dem Beginn sowie während der Pause lesen und dazu Zeitschriften oder Bücher nahe vor ihren Augen halten, und was Frauen angeht, ist die Ausgangslage das Gegenteil derjenigen, die man in TV-Serien hat (in Shows im Fernsehen gibt es immer wenigstens eine, die man mit nach Hause nehmen möchte).

Dass MVH trotzdem hinging, und erst noch im November, einem Monat, in dem viel los ist (*it*-Monat, *Weltwoche*), hat folgende Gründe: Wolf Haas, der Schreiber und Leser, und ich *go back a long way* sozusagen. Seine Bücher wurden mir vor acht Jahren oder so empfohlen von Gerhard Hynek, der früher für die *Bunte* arbeitete in Paris, dann als Interviewer Elizabeth Teissier kennenlernte und seit langer Zeit mit ihr zusammen ist beziehungsweise seit kurzem verheiratet ist, nebenbei. Ich habe einige von Haas' Kriminalromanen mit dem Detektiv Brenner gelesen (ich empfehle sie). Ferner ist der Schriftsteller, mit dem ich nicht bekannt bin, ein Verlagskollege – sein aktuelles Buch, aus dem er in Zürich las, «Verteidigung der Missionarstellung», erschien im selben Verlag, in dem das nächste Buch Ihres Kolumnisten erscheinen wird (ein Essay mit Titel «Zürich», kommt raus

im Frühjahr 2013, bei Hoffmann & Campe; ich empfehle beide Bücher).

Zurück zur Lesung (es soll in dieser Spalte ja nicht um mich respektive mein Buch gehen). Was ich beeindruckend fand: Haas, vor dem Tisch, hinter dem er sitzen sollte, stehend, gab Abschnitte, wahrscheinlich ganze Seiten aus seinem Roman, auswendig wieder. Was auch darum gut war, weil er kein besonders guter Leser ist, wie man hörte, als er dann vorlas (ich bin ebenfalls kein besonders guter Leser und werde darum auch Abschnitte, wahrscheinlich ganze Seiten, auswendig lernen müssen für meine nächste Lesung).

Ausserhalb des Saals gab es einen Büchertisch, wo der Schreiber nach dem Auftritt signierte. Es standen ziemlich viele Besucher dort herum, wie viele ein Buch kauften, konnte ich nicht sehen. Mein Verkaufsrekord, nur zum Sagen, ist zwölf Bücher an einem Abend, glaube ich (Enthüllung: Ich las noch nie vor so einer hohen Zahl Gäste wie Haas vergangene Woche, es waren mit Sicherheit 300. Bei mir kamen einmal zirka 180 Leute, doch damals hatte ich Carl Hirschmann im Programm als «Gaststar»). Ich fragte zu der Zeit, als ich für mein erstes Buch Reklame machte, nur zum Sagen, Charles Lewinsky, dessen Bestseller-Roman «Melnitz» ungefähr zeitgleich mit meinem «How To Be A Star» im selben Verlag (Nagel & Kimche) erschienen war, wie viele Bücher er so verkaufe anlässlich seiner Lesungen mit 250 oder mehr Besuchern. Antwort: zwischen zehn und fünfzehn Stück.

Ein Satz zum Signieren: Manchmal sagten Käufer, wenn ich fragte, wem ich das Buch widmen dürfe, ich solle bloss meinen Namen und eine allgemeine Bemerkung reinschreiben. Es dauerte recht lange, bis ich begriff, dass dies gewünscht wurde, um die Bücher besser auf Ebay verkaufen zu können.

Jetzt noch ein Abschnitt drinnen bleiben statt ausgehen: Wie alle Journalisten respektive Menschen, die sich als gescheit darzustellen versuchen, erzähle ich, dass ich nie fernsehe (sondern bloss DVDs schaue). Und falls ich einmal einen TV-Sender einschalte, dann Arte. Vergangenen Sonntag schaltete ich tatsächlich Arte ein, weil «Es war einmal in Amerika» (von Sergio Leone, mit Robert De Niro und James Woods) gezeigt wurde. Es handelt sich dabei, finde ich, um einen sehenswerten Film, die ganzen 229 Minuten. Der Film von 1984 ist langsam, aber nie langweilig, stand in *Prisma*. Das trifft zu; ihn anzuschauen, ist, verglichen mit Filmen, die heute hergestellt werden, wie einen von Hand geschriebenen Brief zu lesen, verglichen mit einem Tweet (höchstens 140 Zeichen lang). Kommt hinzu, dass der Film gut altert, was bei vielen Filmen nicht der Fall ist, in meinen Augen. Ich empfehle ihn (wenn auch nicht auf Deutsch respektive Französisch, wie er vom «Kulturkanal» gesendet wurde).

Gesellschaft

Das grosse Los

Von Beatrice Schlag — Wenn Gewinner vom Geld verfolgt werden.

Forscher wissen, warum die Geschichten von Lotogewinnern so faszinieren: Nichts macht kurzfristig glücklicher als ein unerwarteter Geldsegen. Wie lange das Glück anhält, ist ein anderes



Thema. Die Gebrüder Ashkar, Söhne palästinensischer Einwanderer, deren Eltern an der Ostküste der USA einen kleinen Laden besaßen, kauften dort vor sechs Jahren ein Rubbellos und gewannen fünf Millionen Dollar. Sie sprachen mit niemandem darüber und holten ihren Gewinn nicht ab. Rubbellose verfallen in den USA viel später als Lotteriescheine. Und die Gewinner sind verpflichtet, sich einer Pressekonferenz zu stellen, bevor sie ihr Geld bekommen. Der eine Bruder stand kurz vor der Hochzeit und wollte nicht riskieren, dass die Millionen das Verhältnis mit seiner Frau irgendwie beeinflussen. Sein Bruder war einverstanden. Die besonnenen Geschwister nahmen sich sechs Jahre Zeit, um nachzudenken, wie sich so viel auf ihr Leben auswirken würde. Im vergangenen März, wenige Tage vor dem Verfallsdatum des Rubbelloses, reichten sie es ein. Die Pressekonferenz hat noch immer nicht stattgefunden, die Übergabe des Gewinns auch nicht.

Julie Cerveras Lotterieticket ist satte 23 Millionen Dollar wert. Die 69-jährige Grossmutter aus Kalifornien, finanziell auf wackligen Füßen, hatte es ins Handschuhfach gelegt und dann vergessen. Ihrer Tochter war im Auto schlecht geworden, sie hatten in einem Geschäft Wasser und ein 1-Dollar-Los für Mama besorgt. Als das Los auch Monate später nicht eingelöst wurde, obwohl es als verkauft gemeldet war, machten sich die Angestellten der Firma California Super Lotto Plus auf die Socken. Sie wussten, wann und in welchem Laden das Los verkauft worden war und verlangten, die Aufzeichnungen der Überwachungskamera zu sehen. Das körnige Bild von Julie Cerveras Tochter erschien in Zeitungen und Fernsehen. Bekannte riefen an. Das Los war noch im Handschuhfach. Natürlich ist Julie ausser sich vor Freude. Aber das ist nicht, was von der Geschichte bleibt. Sondern die Frage: Wie viele Lotterien suchen mit Inbrunst nach Millionengewinnern?

Marsch, in die Wüste!

Von Jürg Zbinden

1 — Burberry und Aquascutum sind die Ikonen unter den britischen Modelabels, und beide haben sich einen Namen gemacht mit demselben unerlässlichen Regenschutz: dem Trenchcoat. Schule gemacht haben die ikonografischen Muster. Das «Burberry Check» ging 1924 in Produktion, später folgten Varianten wie «Nova Check», «Mega Check» und «House Check». Jüngst lancierte Burberry die vom legendären Trench inspirierte Uhrenkollektion «The Britain». Sie umfasst Modelle für Gents und Ladys und hat verschiedene Werke (zwei Automatikversionen, Chronograf und Quarz). Das starke Design hat Burberrys Chief Creative Officer Christopher Bailey verantwortet. Auch wenn es in der Wüste nur sehr selten regnet, so sieht «The Britain» einfach klasse aus. Das abgebildete Modell kostet Fr. 1995.–. Zu kaufen bei Burberry, in Zürich an der Bahnhofstrasse 44.

1



2 — Bruno und Flaviano Bencivenga, die Brüder mit der Navyboot-Vergangenheit, haben mit Benci Brothers erneut eine Schweizer Marke für Schuhe, Taschen und Leder-Accessoires für Damen und Herren ins Leben gerufen. Das Logo ihres Labels zeigt einen kampanischen Olivenbaum, eine Reminiszenz an das Heimatortswappen ihrer Familie. Den Typ des Desert Boot haben einmal mehr die Briten, C. & J. Clark, weltbekannt gemacht. Diese beiden Wildledermodelle aus der Benci-Brothers-Kollektion «Swiss Made» kosten je Fr. 319.–. Die gesamte Kollektion ist in Zürich erhältlich bei Benci Brothers, Rämistr. 5, sowie im BB-Shop-in-Shop bei Jelmoli an der Seidengasse 1.

2



3

3, 4, 5 — Die drei neuen «Field Atacama»-Chronografen der 1940er-Serie sind etwas für schlaue Wüstenfüchse. Mit der patentierten Luminolux-Light-Technologie verfügen die Ticker über ein System von Mikro-Gasröhren mit integrierter Energieversorgung auf den Zeigern und Indizes, die bis zu 25 Jahre lang permanent leuchten und auch unter schlechten Lichtbedingungen das Ablesen des Zifferblatts gewährleisten. Wie alle Luminolux-Uhren sind sie Swiss made, nebst der Chronografenfunktion verfügen sie über einen praktischen Alarm. Die Modelle 1941 und 1945 (Bild 3 und 5) kosten je Fr. 870.–, das Modell 1942 (Bild 4) ist für einen glatten Tausender zu haben. Seit Oktober im Uhrenfachhandel.

4

5



Am Telefon

Von Andreas Thiel — Um die Arbeit im Bundeshaus transparenter zu gestalten, sollte man die Telefone abhören. Wenn der Bundesrat dem Steuerzahler nicht traut, warum sollte der Steuerzahler dann dem Bundesrat trauen?

Steinbrück: Guten Tag Frau Kollegin, hier ist Peer Steinbrück. Ich wollte nur mal fragen, ob Sie uns nicht noch ein paar Namen verraten könnten von Deutschen, welche ein Konto auf Schweizer Banken haben.

Widmer-Schlumpf: Ich soll Bürger an den deutschen Staat verraten? Das wäre ja Denunziantentum. Wissen Sie denn nicht, dass die privaten Angelegenheiten des Bürgers in der Schweiz besonderen Schutz geniessen? Gerade vor dem Zugriff des Staates muss das private Eigentum besonders geschützt werden, denn sonst bedient sich der Staat ja hemmungslos. Deswegen haben wir in der Schweiz ein Bankkundengeheimnis. Wenn ich Ihnen also deutsche Bürger ans Messer liefern würde, wäre dies ein Verbrechen, und ich würde mich der Mittäterschaft schuldig machen, um nicht zu sagen, des Komplimentums. Also vergessen Sie es.

Von mir können Sie keine Hilfe erwarten. Wenn Sie wollen, können Sie mir ja eine Liste mit Namen von Deutschen schicken, welche Sie verdächtigen, ein Konto in der Schweiz zu haben. Dann kann ich mal schauen. Aber ich warne Sie, es werden viele sein. Gerade in diesen Zeiten, wo sich die Staaten so hoch verschulden, müssen die Bürger besonders befürchten, dass ihnen der Staat alles wieder wegnimmt. Deshalb versuchen sie ihr Geld in der Schweiz in Sicherheit zu bringen, weil bei uns Privateigentum noch geschützt wird. Ich kann Ihnen höchstens sagen, ob Ihre Liste dann richtig



«Ich soll Bürger an den deutschen Staat verraten? Das wäre ja Denunziantentum.»

oder falsch ist. Und das tue ich auch nur aus gutnachbarschaftlicher Freundschaft heraus und weil Sie auch mal Finanzminister waren und ich das verstehe, wie das ist, wenn man Geld braucht, dann muss man es sich halt dort holen, wo es ist, und das ist ja meistens auf der Bank.

Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen eine Liste schicken mit deutschen Kunden von Schweizer Banken, aber mehr liegt nicht drin, schon gar keine Gruppenanfragen, solche landen bei uns im Papierkorb, das ist gegen unser Gesetz,

da würde ich mich ja direkt strafbar machen im Sinne von Datendiebstahl oder Hehlerei oder so, also keine Gruppenanfragen, sonst muss ich zuerst das Gesetz ändern, dann können wir Gruppenanfragen beantworten, aber nicht vorher, höchstens rückwirkend, aber auch nur, wenn Sie darauf bestehen, ich kann Ihnen ja mal ein paar anonymisierte Statistiken über deutsches Geld auf Schweizer Banken schicken, damit Sie schauen können, ob sich eine Anfrage lohnen würde und wie und wo, wenn Sie so wollen, aber aktiv helfen kann ich Ihnen nicht, das würde man hier missverstehen, sonst muss ich den Steuerbehörden der USA am Ende auch Bankdaten von amerikanischen Staatsbürgern liefern, und das müsste ich ja dann gerechtigkeitshalber auch, ich kann ja nicht Ihnen geheime Bankkunden-daten liefern und den Amerikanern nicht, wo wir doch auch mit den USA ein freundschaftliches Verhältnis pflegen, also ist es am besten, ich stelle gleich mal die Daten aller ausländischen Bankkunden zusammen, falls noch mehr solche Anfragen kommen, und schicke Ihnen dann mal eine Liste mit den Namen aller Deutschen, die hier ein Konto haben.

Aber Angaben über den Umfang der Vermögen kann ich nicht machen, da sind mir von Gesetzes wegen die Hände gebunden, da müsste ich schon eine separate Anfrage dazu erhalten, damit ich Ihnen die Details schicken kann. Als Finanzministerin hätte ich ja selber auch gerne eine solche Liste von den Schweizer Bankkunden.

Sagen Sie mal, Herr Steinbrück, können Sie mir verraten, wie Sie das anstellen, dass Sie an all diese privaten Daten Ihrer Bürger rankommen? Hallo? Herr Steinbrück? Sind Sie noch dran? Es ist übrigens ganz angenehm, mit Ihnen zu plaudern.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist. Zurzeit tritt er mit seinem neuen Programm «Politsatire 4» im Zürcher Theater am Hechtplatz auf.

Ferne Nischen

Von Peter Rüedi



Ist mal wieder der Heimatschutz im Anmarsch? Der ist ja unerlässlich, wo es um Landschafts- und Kulturerhaltung geht, in Zeiten der Zersiedelung unserer beschränkten Bodenressourcen. Im Weingeschäft hat er allerdings nichts zu suchen. Wenn doch tatsächlich von Wallisern die Forderung nach Importbeschränkungen ausländischer Weine wieder aufs Tapet gebracht wird, graut allen, die sich noch an die Zeiten erinnern, da im durch Import-Kontingentierung abgeschotteten Schweizer Reservat auf Teufel komm raus die Qualität der Quantität geopfert wurde.

Man muss kein Neo-Darwinist sein, um zu sehen, dass seit dem Ende des Wein-Réduits die Qualität kontinuierlich gestiegen ist. Dass Schweizer Weine kein nennenswerter Exportartikel sind, liegt heute nicht an mangelnder Qualität und nicht einmal am zugegeben hohen Preis (der wiederum eine Folge der hohen Bodenpreise und Löhne ist), sondern am Umstand, dass es schlicht zu wenig davon gibt. Ende des laienhaften agrarwirtschaftlichen Abstechers.

Ich bin ja auch immer wieder entzückt von dem, was in unseren Nischen blüht. Aber ich meine, das findet seine Kundschaft so oder so – stimmt nur die Qualität. Zu Recht. Andererseits: Auch der Globalisierung verdanken wir ein paar Segnungen. Zum Beispiel Weine aus Chile, etwa diesen Syrah von Aurelio Montes' La Finca im Apalta Valley südlich von Santiago. Der Pionier Montes baut ihn relativ hoch an, und so gelingt ihm ein Wein, der zwar so wenig mit einem Côte-Rôtie zu vergleichen ist wie ein guter Walliser Syrah, den aber eine eigene Originalität zum Erlebnis macht. Einem etwas happigen, zugegeben. Aber der «Montes Alpha Syrah» ist ein gutes Beispiel dafür, dass viel Alkohol nicht notwendig in Banalität münden muss: mit einem kleinen Anteil Cabernet Sauvignon und Viognier verschnitten (zusammen keine 10 Prozent), ist er raffiniert und vielschichtig, floral, vollfruchtig und weich, aber unter anderem dank Tabak- und Ledernoten auch etwas abgründig. Eher lang als breit und keineswegs pampig. Loben wir weiter einheimisches Schaffen. Aber doch bitte auch das von anderswo auf der Welt.

Montes Alpha Syrah 2009 (Valle de Colchagua, Chile). 14,5%. Manor. Fr. 23.90 (Aktion Fr. 19.95). www.manor.ch

«Wir hatten irrsinnig den Plausch»

Der Schauspieler Jörg Schneider ist der «Kasperli der Nation». Ein Gespräch über die Anfänge der legendären Abenteuerfigur, die Begeisterung der Kinder und darüber, wie sich Kasperli wohl heute anhören würde. *Von Andreas Kunz und Vera Hartmann (Bild)*

Herr Schneider, Sie sind 77 Jahre alt, zum ersten Mal kommen jetzt sämtliche Kasperli-Abenteuer in einer CD-Box heraus. Können Sie das Tra-tra-trallala überhaupt noch hören?

Ich höre die CDs ja selber nicht mehr und habe das Tra-tra-trallala zum letzten Mal vor Jahren gehört. Aber ich weiss, was Sie meinen: Manchmal erzählen mir Eltern, dass es schon nerven könne, wenn ihre Kinder gewisse Sequenzen immer und immer wieder hören wollen.

Wer hatte die Idee zu den Kasperli-Geschichten?

Ich habe damals mit Ines Torelli im Park im Grünen in Rüschlikon Kasperli-Theater aufgeführt. Vor uns hatte es Adalbert Klingler gemacht, der die Stücke auch geschrieben hatte. Doch er war zu alt geworden und die Aufführungen wurden ihm zu anstrengend, so dass wir für ihn einsprangen. Allem Anschein nach haben wir es sehr gut gemacht. Eines Tages kam jedenfalls der Doktor Lamprecht – Direktor von Ex Libris, dem Buch- und Schallplattenverlag der Migros – und wollte eine Platte machen. Doch ich fand die Idee schlecht.

Warum?

Kasperli-Theater sind etwas Optisches, man muss es sehen und mitmachen können. Doch Lamprecht meinte, ich solle es probieren. Also schrieb ich neue Stücke, die wie ein Hörspiel konzipiert waren: Die Figuren konnten anhand der Stimme identifiziert werden, die Situationen anhand der Geräusche. Ich schrieb vier Stücke für zwei Schallplatten und habe sie mit Ines Torelli und Paul Bühlmann aufgenommen. Es schlug ein wie eine Bombe. Das hätte ich nie für möglich gehalten. Also schrieb ich jedes Jahr vier neue Geschichten, zehn Jahre lang.

Wie erfanden Sie die Geschichten?

Durch meine Erfahrung im Park im Grünen wusste ich, wie das Prinzip funktioniert. Ich kannte die Stellen, bei denen die Kinder lachen und mitmachen wollen. Dazu kommt, dass ich eine kindliche Fantasie habe. Ich bin einfach hingesessen, habe geschrieben und wollte die Kinder unterhalten, ohne komplizierten intellektuellen Überbau. Die besten Einfälle kamen mir oft mitten in der Nacht. Zum Schreiben hatte ich dann immer etwa zwanzig Zettelchen

neben mir, mit Namen für Bösewichte, Sprüchen und Pointen. Im Studio haben Ines Torelli, Paul Bühlmann und ich die Stücke nochmals überarbeitet und versucht, den Charakteren eine passende Stimme zu geben.

Das muss ein grosser Spass gewesen sein.

Wir hatten irrsinnig den Plausch. Doch die Aufnahmen liefen natürlich sehr seriös und professionell ab. Wir machten damals ja Pfahlbauer-Radio: Es gab keine technischen Tricks, alle Geräusche haben wir erfunden. Wenn einer ins Wasser sprang, haben wir einen Stein in einen Kessel Wasser geworfen. Wir sind auf Kistchen gesprungen, haben Teller in Kesseln zerschlagen oder das Taschentuch vor dem Mikrofon geschwenkt,

«Dass Häuptling Krambambuli schwul sein könnte, darauf bin ich bis heute nicht gekommen.»

was wie ein fliegender Vogel klang. Wenn wir dann beim Tonmeister die Aufnahmen hörten, haben wir manchmal schon schwer gelacht. Ich habe immer gesagt: Wenn uns einer sieht, meint er, das seien drei Irre.

Auf was reagieren Kinder besonders?

Eine ganz grosse Freude – übrigens auch bei Erwachsenen – ist die Schadenfreude. Wenn der Böse ins Loch fällt, eins auf den Näggel bekommt oder der Kasperli ihn in eine Kiste wirft, finden das Kinder wahnsinnig lustig. Ebenso wie die Wortspiele: wenn der Kasperli bewusst etwas falsch verstehen will und die Wörter verdreht. Viele Erwachsene kennen die Sprüche heute noch auswendig – ganz im Gegensatz zu mir.

Haben Sie eine Lieblingsgeschichte?

Ich hatte keine Favoriten. Aber die Kinder liebten am meisten den «Rüebliedieb», «De Velochlauer chunnt is Chefi», «De Schorsch Gaggio reist uf Afrika» und «Die beide Räuber Joggel und Toggel».

Kamen die Einfälle immer spontan?

Ich arbeite am besten unter Druck. Wenn ich den Auftrag für zwei weitere Theater bekam, bin ich hingesessen und habe seriös gearbeitet. Ich habe immer gleich losgeschrieben, weil ich im Kopf bereits wusste, wohin es geht. Gegen Ende der Reihe musste ich aber oft kontrollieren, ob ich in früheren Kasperli-Stücken die Namen und Sprüche nicht schon gebraucht hatte.



«Es schlug ein wie eine Bombe»: Schauspieler und

Hatten Sie mit dem Erfolg gerechnet?

Nein. Einmal erzählten mir Rekruten, dass sie abends in der Kaserne stundenlang Kasperli-Theater hören – solche Geschichten sind erstaunlich! Ohne es beabsichtigt zu haben, bin ich zum Kasperli der Nation geworden.

Hat es Sie gestört? Sie waren ja als Schauspieler auch bei ernsten Stücken erfolgreich.

Ich sage immer: Ich habe den Kasper geschrieben und ihm die Stimme gegeben, habe ihn aber nie auf der Bühne gespielt und bin im Privatleben nicht der Kasper. Natürlich bin ich sehr stolz auf die Stücke, aber ich will nicht darauf reduziert werden.

Werden Sie heute noch angesprochen?

Sie könnten jetzt mit mir in die Migros gehen, und ich würde sicher zweimal auf den Kasperli angesprochen.

Wie?

Die Eltern sagen: «Lueg, das isch de Kasperli!» Dann schauen die Kinder mich an und



Kasperli-Erfinder Schneider auf der Zürcher Werding.

denken, dieser alte Mann soll der Kasperli sein? Ich sage dann den Eltern, ihr Kind stelle sich den Kasperli sicher etwas anders vor.

Welche Komplimente sind die schönsten?

Kürzlich sagte mir wieder jemand, ich hätte seine ganze Kindheit begleitet und er wolle mir dafür danken. Das ist natürlich schön, so etwas vergesse ich nicht. Immer wieder erzählen mir Eltern auch, wie glücklich sie seien, wenn sie in die Ferien fahren und eine Kasperli-CD reinschieben könnten, damit auf den Rücksitzen für eine halbe Stunde wieder Ruhe herrsche. Oder kürzlich kam jemand, der seit Jahren in Australien lebt, und sagte, dass seine Kinder mit meinen Platten Züritütsch gelernt hätten. Ich sagte, so werde aber in Zürich nicht mehr geredet. Heute würde Kasperli wohl sagen: «Ey Monn, bisch du Räuber Toggel oder was?»

Gab es auch kritische Stimmen?

Von den 68ern ist mir – zu Recht – vorgeworfen worden, der Kasperli sei altmodisch, reaktionär, er würde eine heile Welt und alte Familientraditionen hochhalten. Dabei hatte der Kasper gar keinen Vater – nur eine Mutter. Er war in diesem Sinne also sehr modern.

Beim Stück «De Schorsch Gaggio reist uf Afrika» mussten Sie die Wörter «Negermeitli» und «Negerhäuptling» herauschneiden. Wie kam es dazu?

Als ich dies geschrieben habe, waren die Wörter noch kein Problem. Auch im Weltenerfolg von Michael Ende war Jim Knopf als «Negerbube» bezeichnet worden. Das war nicht negativ oder abfällig gemeint. Als das Wort «Neger» dann verpönt wurde, kamen Frauen, die mit einem Schwarzen zusammen waren, und haben reklamiert. Wir haben die als diskriminierend empfundenen Wörter dann rausgeschnitten.

Kürzlich wurden in einem Nationalfonds-Projekt die «postkolonialen Tendenzen» im Kasperli-Theater kritisiert. «De Schorsch Gaggio reist uf Afrika» sei rassistisch, gewalttätig und sogar schwulenfeindlich.

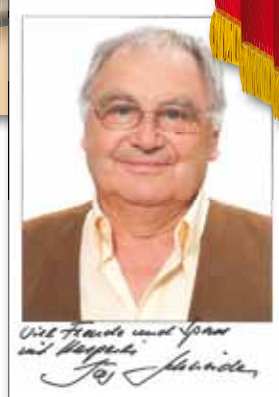
Dass Häuptling Krambambuli schwul sein könnte, darauf bin ich bis heute nicht gekommen. Vielleicht weil er ein Baströckchen trägt? Ich habe keine Ahnung. Über solche Sachen staune ich nur, das ärgert mich gar nicht. Auf der anderen Seite freue ich mich, dass schon mehrere Studenten sich in ihren Diplom-Arbeiten mit dem Kasperli beschäftigt haben. Ich bekomme zum Teil dicke Bücher zugeschickt, die ich mir dann gerne anschau. Ich denke dann immer, wenn die so viel über den Kasperli herausgefunden haben, muss ich schon ein gescheiter Kerl sein (*lacht*).

Am 22. November startet die Schweiz-Tournee des neuen Theaterstücks «Letschi Liebi» mit Jörg Schneider
Kasperli-Leseraktion: Seite 72



Kasperlitheater

Alle 22 Folgen mit Ines Torelli, Jörg Schneider und Paul Bühlmann sowie den Originalcovers von Heinz Stieger



Mit original signierter Autogrammkarte von Jörg Schneider



Tra-tra-trallalla! De Chascherli isch wieder da!

Jörg Schneider schreibt seit bald sechzig Jahren ein ganz besonderes Kapitel der schweizerischen Theatergeschichte, sei es beim «Polizischt Wäcklerli», bei Becketts «Warten auf Godot» oder beim Schwank «Alles im Griff»: Er ist ein Meister der Pointen, sein Wortschatz und sein Talent für neue Wortschöpfungen sind von einmaliger Originalität. Diese Qualitäten zeichnen auch seine unvergleichlichen Kinderstücke aus, von den Grimm-Märchen über die «Zauberorgel» und die Pumuckl-Geschichten bis zum fabelhaften Kasperli. Einmalig und aktuell wie eh und je, ein wahrhaft erheiterndes Vergnügen für Jung und Alt!



Alle legendären Figuren und Geschichten, vereint in einer exklusiven Edition.

Häx Hutzelrock und Fee
 Flöörli Räuber
 Joggel und Toggel

Ritter Hitzgi und Schorsch Gaggio
 Flick-Flack und Schüülihüüli Bala-Bala-
Bumba und Hogersepp Maramagamaki
 und Hurrlibutz de Zwerg Zwack
und viele mehr.



Potz Holzöpfel und Zipfelchappe!

Weltwoche-Spezialangebot

Kasperlitheater 1–22
Box mit 22 CDs in farbigen Einzelhüllen und illustriertem Booklet.

Platin-Club-Bonus: 2 CDs
«Rumpelstilzchen» / «Das tapfere Schneiderlein» mit dem Kasperli-Trio und Trudi Roth, Inigo Gallo und Ruedi Walter
Lieferpreis Fr. 269.– inkl. 8% MwSt. und Versandkosten.

Bestellung
Senden Sie bitte Ihre Bestellung an verlag@weltwoche.ch mit dem Vermerk «Weltwoche» und Ihrer genauen Lieferadresse.

Auskünfte und Auslieferung
Tudor Recording AG
Badenerstrasse 75
8004 Zürich
Telefon 044 405 26 46
info@tudor.ch



Auto

Ikone, komplett überarbeitet

Der DB9 ist das Herz von Aston Martin und ein gut geformtes Symbol für die Kraft der Freiheit. *Von David Schnapp*

Dr. Ulrich Bez ist ein jugendlich wirkender, fröhlicher und energischer Mann. Der 69-Jährige ist der Chef der legendären britischen Sportwagenmarke Aston Martin. Bez ist an diesem Abend an der Côte d'Azur bester Laune, er stellt Journalisten den neuen DB9 vor. Der luxuriöse, sportliche Gran Turismo ist das Herz der Marke, eine Ikone des Automobilbaus.

Dr. Bez, wie ihn seine Mitarbeiter respektvoll nennen, ist, man gestatte mir diesen Vergleich, eine Art Roger Köppel der Automobilbranche. Ein freiheitsliebender Mann, der einer unab-

hängigen Unternehmung vorsteht und es sich herausnimmt, gewisse Dinge anders zu machen als viele andere. Auch der neue DB9 hat beispielsweise eine mechanische Handbremse. «Das ist ein James-Bond-Auto», sagt Bez augenzwinkernd, «man muss damit auf der Strasse eine 180-Grad-Drehung machen können.» Wie alles an einem Aston Martin habe die Handbremse eine Funktion. Dass die meisten Autos elektronische Parkbremsen haben, kümmert Bez nicht. Er findet, das sei keine Verbesserung, und was keine Verbesserung bringt, kommt nicht in seine Autos.

Luxus der Handwerkskunst

Der Leitgedanke hinter einem DB9, sagt Ingenieur Bez, ist, «dass man als Fahrer immer die Kontrolle über den Wagen hat und nicht umgekehrt». Es gibt keine Assistenzsysteme, welche die Freiheit des Fahrers beschneiden. Luxus findet man nicht in ausgefeilten elektronischen Regelsystemen, sondern in der Handwerkskunst. Von der Form der Motorhaube bis zur Verarbeitung von Leder ist der DB9 auf einem sehr hohen Fertigungsniveau.

Im Vergleich zum Vorgängermodell wirkt das Auto, wenn man es fährt, leichtfüssiger. Der komplett neue V12-Motor hat immer noch 6 Liter Hubraum, leistet jetzt aber 517 PS und 620 Newtonmeter, 20 mehr als davor. Weil aber zwischen 2000 und 4000 Umdrehungen 40 Prozent mehr Drehmoment zur Verfügung stehen, lässt sich der DB9 viel dynamischer über kurvige Strassen jagen. Das Fahrwerk ist verstellbar («Normal», «Sport», «Track») und gut ausbalanciert zwischen Komfort und Präzision. Turbo- oder Kompressor-Aufladung gibt es nicht, «dafür haben wir den grossen Hubraum», sagt Bez.

Die Kraft wird über eine schnell und unmerklich schaltende 6-Gang-Automatik an die Hinterräder geleitet. Dr. Bez findet, 6 Gänge seien genug, es gebe keinen Grund, in so ein Auto eine 8-Gang-Schaltung einzubauen. Aber, fügt er mit leichtem Bedauern hinzu, wahrscheinlich werde man das irgendwann machen müssen, weil es gar keine 6-Gang-Schaltungen mehr gebe. Verzögert wird die ganze Energie schliesslich mit standardmässig montierten Karbon-Keramik-Bremsen, die man überraschend dosiert einsetzen kann.

Fazit: Der neue DB9 ist auch als komplett überarbeitete Ikone ein Kunstwerk aus Form und Funktion. Dass viel verbessert wurde, ist spürbar, aber man sieht es nicht. Das ist das Schöne an einem Aston Martin.

Aston Martin DB9 Coupé

Leistung: 517 PS, Hubraum: 5935 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 295 km/h
Preis: Fr. 203 971.–



Verborgene Liebe

Der ehemalige Dokumentarist Röbi Rapp, 82, und der pensionierte Lehrer Ernst Ostertag, 82, sind seit über einem halben Jahrhundert zusammen. Gemeinsam haben sie gekämpft.

Röbi: «Der Kreis» war in den fünfziger Jahren eine elegante und beinahe klandestine Gemeinschaft. Man wurde anonymisiert Mitglied und nahm an den gepflegten gesellschaftlichen Anlässen teil, darunter rauschende Bälle mit ausschliesslich männlichen Gästen in Abendgarderobe. Ich sah Ernst an einem solchen Fest zum ersten Mal, und er gefiel mir sofort.

Ernst: Röbi war auch gutaussehend mit seinen hellen Augen. Er war ein androgyner Typ, und die Aura, die ihn umgab, fand ich ebenfalls interessant. Man ging langsamer aufeinander zu, vielleicht auch vorsichtiger als heute. Eine Woche später, am 3. November 1956, war ich sehr deprimiert, es war der Tag, als die sowjetischen Panzer in Budapest einfuhren und der ungarische Aufstand offiziell beendet war. Ich ging in das Zürcher Restaurant «Barfüsser». Schwarz gekleidet, mit einem weissen Tüchlein um den Hals, schob ich eine «Deprokugel». Plötzlich stand Röbi neben mir. Nicht nur der Tag, sondern, wie ich heute sagen darf, mein ganzes Leben war gerettet!

Röbi: Ernst imponierte mir, auch weil er so geschickt, engagiert und redegewandt war. Er ermunterte mich sofort zu Weiterbildungen, zum Erlernen neuer Sprachen, und heute sagt er: «Du bist genauso geschickt wie ich und bringst die Dinge erst noch mit weniger Reden auf den Punkt.» So lieb ist er, und so nett blieb er auch in den folgenden Jahrzehnten.

Ernst: Als Lehrer musste ich um meinen Ruf besorgt sein. Und nicht alle waren begeistert, wenn der Sohn einen Mann nach Hause brachte. Meine eigene Mutter machte erst nach fünfzehn Jahren Duzis mit meinem Partner, und zuvor fand sie psychologische Gründe dafür, wieso Röbi nicht zu mir passen sollte. Ich nahm es zur Kenntnis und hielt hartnäckig an dieser Liebe fest.

Röbi: Ich lebte weiter mit meiner Mutter zusammen, die den Wert von Ernst sofort erkannte und mich stets ermahnte, recht und lieb mit ihm zu sein. Erst als meine Mama vor 25 Jahren starb, zog Ernst zu mir. Die Ehrlichkeit ist das Wichtigste in der Partnerschaft. Man könnte meinen, die Ehrlichkeit füge dem anderen Schmerzen zu, in Wirklichkeit be-



«Er gefiel mir sofort»: Ernst Ostertag (vorne), Röbi Rapp.

wahrt sie vor Unsicherheit und Verrat. Wir pflegten manch ausserhäusliches Abenteuer. Ernst sagte immer, andere Menschen erweiterten den Horizont und belebten auch die Beziehung. Es funktionierte, weil wir wussten, wer die grosse Liebe bleiben sollte.

Ernst: Ich engagierte mich immer aktiv für die Sache der Homosexuellen, konnte das aber bis zur Pensionierung nur im Hintergrund tun. Offenes Lobbying war wichtig, damit entsprechende Gesetze verändert, die sogenannten Schwulenregister abgeschafft wurden und das Schutzalter für Frauen und Männer gleich angesetzt wurde. Eine riesige Zäsur brachten die achtziger Jahre mit dem Aufkommen von Aids. Wir verloren viele Freunde, es war schrecklich. Bei der Information der breiten Öffentlichkeit und in der Präventionsarbeit wurde die Schweiz ein Vorbild für andere Länder. Als es um die gesetzlichen Voraussetzungen ging, die mit der eingetragenen Partnerschaft verbunden waren, kämpften wir mit vielen anderen

zusammen an vorderster Front. Nun besuchen wir erstmals eine Demo in Bern, und mit fast siebzig erst machten wir das offizielle Coming-out. Danach durften wir uns als erstes Paar im Kanton Zürich eintragen lassen.

Röbi: Dass die Homosexualität heute kein Tabu mehr ist, befreite nicht nur die Betroffenen, sondern auch die Gesellschaft: Das Umfeld konnte nun offener auf uns reagieren, suchte auch eher das direkte Gespräch, weil die Menschen zu Recht annahmen, dass uns die Thematik nicht verletzt oder peinlich berührt.

Ernst: Aus all unseren Erlebnissen und Erinnerungen entstand ein Buch. Darin blicken wir auf ein gutes, engagiertes und spannendes Leben zurück und auf eine verbindliche Liebe, die allen Stürmen standgehalten hat.

Barbara Bosshard: Verborgene Liebe. Die Geschichte von Röbi und Ernst. Wörterseh. 217 S., Fr. 39.90

Protokoll: Franziska K. Müller

Ihre Fragen sind unser Ansporn für hervorragende Lösungen.



Immer einen Schritt voraus: Alphabet bietet nachhaltige Lösungen für die Bedürfnisse der Zukunft. Dafür haben sich Alphabet und ING Car Lease zusammengeschlossen und ihre Kompetenzen vereint.

Wir nennen das Business Mobility: die Wünsche unsere Kunden sind unsere Motivation, immer neue und individuelle Mobilitätslösungen zu entwickeln.

Mehr Informationen unter:

Telefon +41 58 269 65 67 **E-Mail** contact@alphabet.ch **Internet** www.alphabet.ch

Alphabet